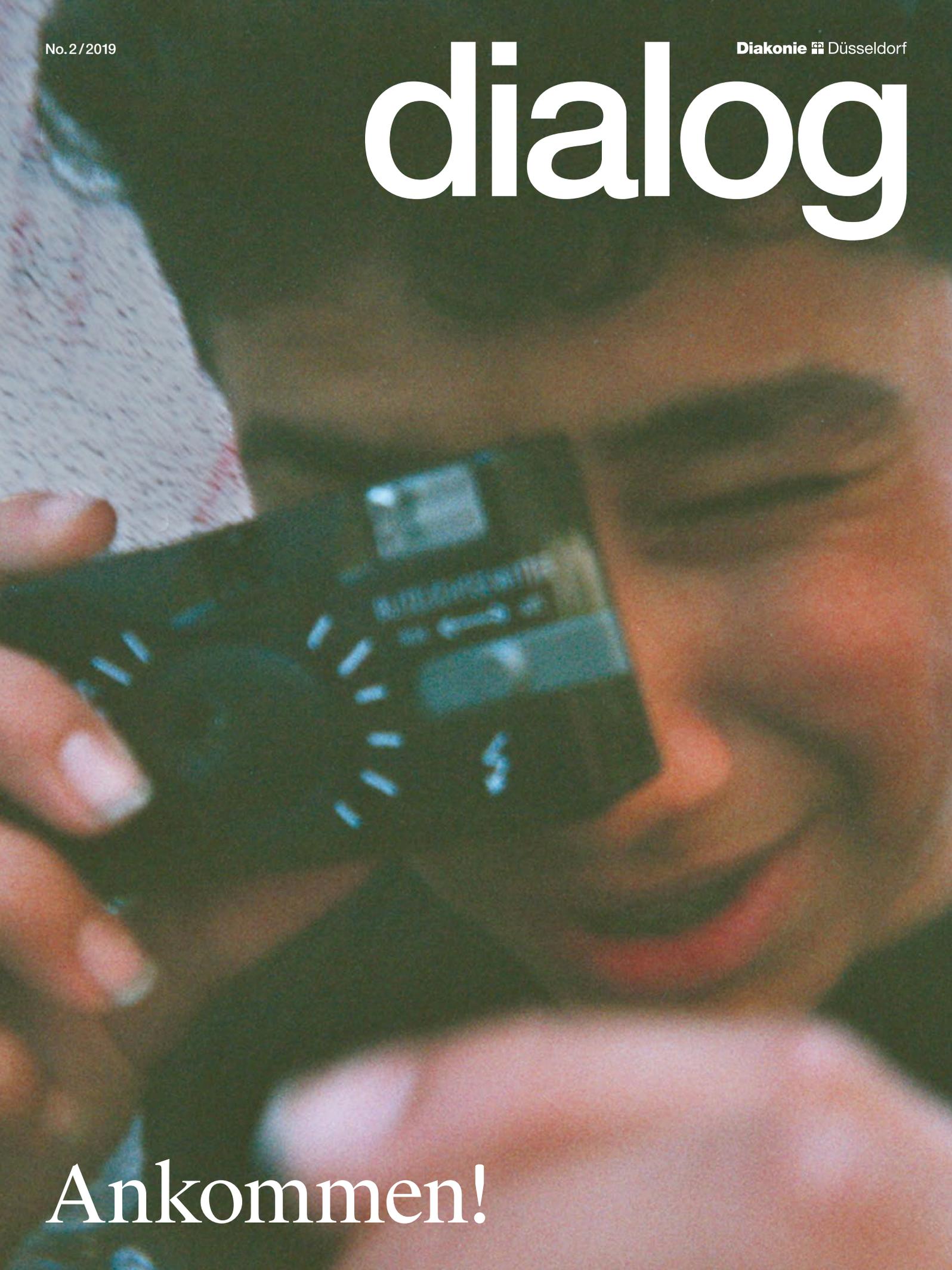


dialog



Ankommen!

MON TIERTERTE



Fernand Léger, Le mécanicien, 1920, National Gallery of Canada, Ottawa © VG BildKunst, Bonn 2019, Foto: NGC

MENSCH



Thorsten Nolting,
Diakoniepfarrer

Liebe Leserinnen und Leser

2015 waren viele Menschen engagiert, um Geflüchteten ein erstes Ankommen zu ermöglichen. Das war mit vielen Anstrengungen verbunden, Unterkünfte mussten bereitgestellt und die Erstversorgung organisiert werden. Vor allem aber musste unsere Gesellschaft dafür gewonnen werden, die Menschen auch ankommen zu lassen. Bundeskanzlerin Angela Merkel brachte es auf den Punkt mit ihrem Aufruf: „Wir schaffen das.“ Ein Satz, der auch die christliche Zuversicht spiegelt, dass der Einsatz für den Nächsten sich lohnt und gemeinsam vieles gelingt.

Nach der großen gesellschaftlichen Anstrengung kamen die Mühen der Ebene. Kindergartenplätze, Schulen, Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten mussten gefunden werden. Es kam zu Diskussionen darüber, was unsere Gesellschaft bewältigen kann. Was ist aus diesen Anstrengungen geworden? Dieses Magazin reflektiert, ob und vor allem wie es die Gesellschaft geschafft hat, Menschen beim Ankommen zu unterstützen.

Da gibt es zum Beispiel die Jugendlichen, die gemeinsam mit der Fotografin Anna Ehrenstein für das Folkwang-Museum Bilder vom Ankommen gemacht haben. Aber wir werfen auch einen Blick zurück auf die Jahre 2015 und 2016 und sprechen mit dem Bürgermeister von Palermo, Leoluca Orlando, der für seine kompromisslose Politik für Geflüchtete bekannt geworden ist.

Wir lassen Ministerpräsident Armin Laschet, der NRW ausdrücklich als Einwanderungsland anerkennt, in einem Gastbeitrag zu Wort kommen und freuen uns sehr, dass Autor Hasnain Kazim uns in einem weiteren Gastbeitrag „Vom Ankommen“ erzählt. Der erste Teil des Magazins endet mit einem Interview mit Buchautor Bastian Berbner, der dafür plädiert, Kontakt zu institutionalisieren – ein zukunftsweisender Ansatz, um Vorurteilen zu begegnen.

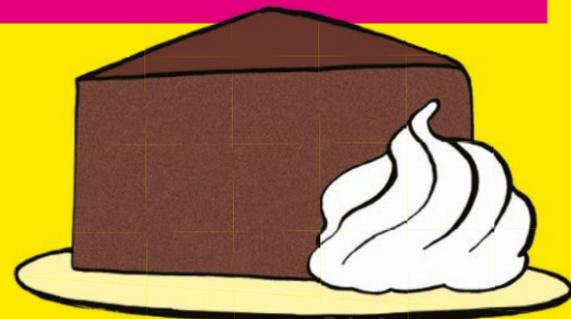
Insgesamt zeigt sich: Es ist viel gelungen in dieser aufregenden Phase der Zuwanderung. Die Gesellschaft hat sich verändert. Auch wenn viele die Erfahrung machen mussten, wie schwer es ist, anzukommen. Mancher ist dabei müde geworden, denn es braucht einen langen Atem und den gemeinsamen Willen der Gesellschaft, ihrer städtischen und freien Wohlfahrt und die Offenheit für neue Erfahrungen, um die Kräfte der Menschen zu stärken, die darauf hoffen, dass hier ein neues, besseres Leben für sie beginnt.

Ihr Thorsten Nolting



Kinder- und Familienstück ab 6
**Das doppelte
Lottchen
von Kästner
ab 17.11.
im Central**

Illustration: Katharina Gschwendtner



Thema Ankommen

- 6 Normalität fällt nicht auf**
Integrationsforscher Haci Halil Uslucan über die positiven Aspekte von Integration
- 9 Angenommen und angekommen**
Ein Beitrag von Präses Manfred Rekowski
- 10 Inverted Guide**
Ein Fotokunstprojekt von Anna Ehrenstein mit einer Einführung von Thomas Seelig
- 18 Sie haben ihren Platz in unserer Mitte**
Ein Gastbeitrag von Ministerpräsident Armin Laschet
- 20 Haltung zeigen!**
Generalintendant Wilfried Schulz über die integrative Kraft der Kultur
- 22 Zwei Städte, eine Überzeugung**
Was Düsseldorf und Palermo verbindet
- 27 Persönliches**
Eine Lehrerin, ein Auszubildender, ein Ausbilder und ein Student erzählen
- 30 Vom Ankommen**
Ein Gastbeitrag von Journalist und Buchautor Hasnain Kazim
- 32 Mein Zimmer, dein Zimmer, unser Zuhause**
Ein Berliner Projekt vermittelt Geflüchtete in WGs
- 38 Vom Heim zum Hotel**
In magdas Hotel arbeiten Menschen aus 16 Nationen
- 42 Das Wahlpflichtfach**
Studierende begleiten Geflüchtete zum Arzt
- 46 Gehen oder bleiben?**
Zwei Männer, zwei Ansichten
- 50 Vorurteile gedeihen aus der Ferne**
Ein Interview mit Buchautor Bastian Berbner

- 53 Diakonie Düsseldorf
- 54 Ein neuer Anfang
Das macht ein gutes
Altenheim aus
- 57 Der Umzug ins Pflegeheim
Ein Leitfaden
- 58 Im letzten Winter
Wohnungslose ziehen ins
eigene Zuhause
- 61 Gesundheit!
Medizinische Hilfe für
Menschen auf der Straße
- 62 Eltern auf Zeit
Aynur und Hamit Pekcan über
ihr Leben als Pflegeeltern
- 65 Alle an einem Tisch
Wenn Eltern sich das Schul-
essen nicht leisten können
- 66 Geburtstagsgrüße aus Wersten
So leben Kinder in einer
Wohngruppe
- 68 „Babys kann man nicht
verwöhnen“
Erziehungsexperte
Karl Heinz Brisch im Interview
- 70 Kaum auszuhalten
Hilfe für ältere Menschen mit
ständigen Schmerzen
- 72 Das Testament
Wir beantworten die
wichtigsten Fragen
- 73 Kurz und knapp
- 74 Termine & Impressum

Normalität

fällt nicht auf

Integrationsforscher Haci Halil Uslucan über positive Aspekte der Integration – und woran es mangelt in der gesellschaftlichen Debatte.

Herr Professor Uslucan, das Thema Integration von Menschen mit Migrationshintergrund prägt gesellschaftliche Debatten derzeit wie kaum ein anderes. Woran liegt das?

Wenn man früher gefragt hat, was die großen gesellschaftlichen Themen in Deutschland sind, ging es meist um Rente, Arbeitslosigkeit oder Wohnungsnot. Spätestens seit 2015 aber haben wir eine Fokussierung auf die Themen Migration, Zuwanderung und Integration. Gleichwohl hat dies für das Leben des Einzelnen zunächst wenig Veränderung gebracht, wenn man etwa auf das finanzielle Niveau von Sozialhilfeleistungen schaut. Die gespürte Problematik für das Thema ist jedoch sehr, sehr hoch. Ein Wendepunkt war dabei die Diskussion um Thilo Sarrazins Buch „Deutschland schafft sich ab“ aus dem Jahr 2010. Mit der Fluchtzuwanderung seit 2015 hat sich die Fokussierung auf Integrationsthemen noch einmal verdichtet. Die Debatte kreist vor allem um Herkunftsländer, die nicht der Europäischen Union angehören und zudem muslimisch geprägt sind. Hier erleben wir eine starke Politisierung in Teilen der Bevölkerung.

In einem Interview mit dem Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ haben Sie einmal gesagt, wir müssten weg von einem defizit-orientierten Diskurs. Was meinen Sie damit?

Lange gab es in Deutschland die unausgesprochene Forderung, Integrationsleistungen von denjenigen zu verlangen, die zu uns kommen. Das ist ein sehr statisches Modell, als gäbe es eine fixe deutsche Gesellschaft, die unveränderlich ist – und der andere soll gucken, wie er seine Werte, seine Kenntnisse und Kompetenzen anpasst. Wir sollten weg von diesem Defizitdiskurs, der verbunden ist mit der Frage: Was fehlt denen, um so zu sein wie wir? Und hin zu einem Diskurs, der fragt: Wie können wir gleichberechtigte Teilhabe schaffen, sodass alle Menschen in Deutschland jenseits von kulturellem und sprachlichem Hintergrund die gleichen Chancen haben. Wenn man Integration so versteht, fällt schnell auf, dass nicht nur Zuwanderer von Benachteiligungen betroffen sind, sondern es auch in der Mehrheitsgesellschaft viele Personen gibt, die nicht die gleichen Chancen haben.

Zuwanderinnen und Zuwanderer sind speziellen psychosozialen Belastungen ausgesetzt. Wodurch sind sie gekennzeichnet?

Hier muss man trennen. Zum einen gibt es die freiwillige Migration, bei der in der Regel Menschen nach Deutschland kommen, die hier arbeiten wollen. Auch sie haben psychosoziale Belastungen und Hürden zu überwinden. Wenn man aber freiwillig auswandert und zuvor etwa durch Sprach- und Orientierungskurse gefördert wurde, ist das Ankommen deutlich einfacher, als wenn man unfreiwillig die Heimat verlassen musste, um die nackte Haut zu retten, und kein Wort Deutsch spricht. Belastungen sind zudem höher, je älter Zuwanderer sind, die nach Deutschland kommen. Gerade in der frühen Kindheit lernt man Sprachen deutlich einfacher und schließt auch leichter Freundschaften. Ungelernte Arbeiter oder Analphabeten im Erwachsenenalter werden sich dagegen tendenziell schwerer tun, weil Bildungsvoraussetzungen fehlen. Aber auch Akademiker sind Belastungen ausgesetzt, wenn beispielsweise ihre Abschlüsse und Berufserfahrungen nicht anerkannt werden. Das ist mit starken Entwertungserlebnissen verbunden.

Welche Rolle spielt das Herkunftsland dafür, wie schnell sich neu Zugewanderte in Deutschland einleben?

Generell gilt: Je größer die kulturelle Distanz zu Deutschland ist, desto schwerer ist das Ankommen. Es macht natürlich einen Unterschied, ob jemand aus Schweden oder aus dem Iran nach Deutschland kommt. Auch spielt eine Rolle, ob es hier schon eine ethnische Community gibt. Wer etwa aus der Türkei in eine deutsche Großstadt zieht, findet in der Regel eine Gemeinschaft vor. Oft ist abfällig von Parallelgesellschaften die Rede, aber für den Einzelnen erleichtern sie das Ankommen enorm. Ganz gleich aus welchem Herkunftsland jemand kommt, ist zudem die Frage relevant: Welche rechtlichen Hürden werden Zuwanderern auferlegt? Welche Erfahrungen von Diskriminierung machen sie? Begegnen sie einer Aufnahmegesellschaft oder einer, die ihnen zu verstehen gibt, dass sie nicht dazugehören? Das kennen wir etwa aus der Islamdebatte, wenn gesagt wird, der Islam gehöre nicht zu Deutschland. Das geht mit Kränkungerlebnissen einher. Häufig werden Muslime auch generell und kollektiv für Terror- und Gewaltakte haftbar gemacht, die Einzelne begangen haben. Wenn sie von Schreckensnachrichten hören, geht immer ein Ruck durch Muslime. Sie hoffen: Lieber Gott, lass es keinen Muslim gewesen sein! Oder keinen Migrant, weil man kollektiv in Haft genommen wird.

Was ist nötig, damit Integration gelingt?

Was lobenswert ist und positive Veränderungen gebracht hat, sind Sprach- und Orientierungskurse. Zwar besteht noch Verbesserungsbedarf, was die Qualität und den Umfang angeht, aber dass es diese Kurse überhaupt gibt, ist ein Erfolg. Man kann staatlicherseits und auf organisatorischer Ebene zudem Begegnungsräume anbieten, etwa an öffentlichen Plätzen, oder niedrigschwellige Angebote machen. Da sind unter anderem kirchliche Einrichtungen gefragt, um offenen Raum für vorurteilsfreien Austausch zu schaffen. Wichtig ist zudem, Menschen nicht nur als Geflüchtete, Ausländer oder Migranten zu sehen, sondern – theologisch gesprochen – in ihrem ganzen Menschsein. Im Alltag neigen wir leider dazu, im anderen nur den Vertreter seiner Kultur zu sehen. Hier wäre es wichtig, den Blick nicht auf die kulturelle oder religiöse Zugehörigkeit zu verengen.

Wo sehen Sie Erfolge einer gelungenen Integration?

In vielen Bereichen, etwa der Bildung: Die Zahl der Abiturientinnen und Abiturienten mit Zuwanderungshintergrund lag im Jahr 2000 noch bei rund 20 Prozent. Inzwischen ist die Quote auf 28 Prozent gestiegen. Das ist ein Riesenerfolg, fällt aber nicht so auf, weil auch die Rate der Einheimischen, die Abitur machen, deutlich gestiegen ist. Unter Zuwanderern gibt es zudem eine Vielzahl von Gewerbetreibenden und Selbstständigen, die niedrige Schulabschlüsse haben und es dennoch schaffen, ihre Familien zu ernähren. Vielen gelingt es, trotz täglicher Entwertungen, Beleidigungen und Rassismen psychisch gesund zu bleiben. Dahinter steckt eine enorme Kraft, um am Alltag nicht zu verzweifeln und auch die Rolle des Zweitplatzierten zu akzeptieren – obwohl sie den gleichen Platz beanspruchen könnten wie ein Einheimischer. Das sind Aspekte, die wir viel zu wenig sehen. Viele Familien schaffen es, trotz schwieriger Ausgangsbedingungen einigermaßen normal zu bleiben, nicht von Sozialhilfe abhängig zu sein, nicht gewalttätig oder psychisch krank zu werden. Die Normalität fällt aber leider nicht auf. In der Normalität ist ein Erfolg zu sehen, der im Diskurs oft verkannt wird.

Gespräch Thomas Becker



Prof. Dr. Haci Halil Uslucan ist Leiter des Zentrums für Türkeistudien und Integrationsforschung an der Universität Duisburg-Essen und war bis Ende Juni 2019 stellvertretender Vorsitzender des Sachverständigenrats für Integration und Migration. Er gilt als einer der profiliertesten Integrationsforscher Deutschlands.

„Im Alltag neigen wir leider dazu, im anderen nur den Vertreter seiner Kultur zu sehen.“

Angenommen und angekommen

Im Februar 1963 bin ich als fünfjähriger Junge aus Polen (Masuren) stammend in Deutschland angekommen. Zunächst im Grenzdurchgangslager Friedland, dann in der Landesstelle für Aussiedler, Zuwanderer und ausländische Flüchtlinge in Unna-Massen und schließlich in Gladbeck im Ruhrgebiet.

Aber bin ich tatsächlich schon im Februar 1963 in Deutschland angekommen? Ein Wohnortwechsel, ein neuer Lebensmittelpunkt ist nicht zwangsläufig mit dem Angekommensein zu verwechseln. Ich sprach hörbar den markanten ostpreußischen Dialekt. Deshalb war ich im Hof und auf der Straße erst einmal der „Pollacke“; einer, der (zunächst noch) nicht dazugehört.

Doch bald fand ich Anschluss und gehörte nach meiner Erinnerung als Kind schließlich doch recht bald richtig dazu. Meine Sprache oder meine Herkunft spielten schon bald keine Rolle mehr. Ich war nun Spielkamerad und Freund – niemand anderes als „einer von uns“.

Von dieser Erfahrung lerne ich Grundsätzliches: Angekommen zu sein hat für mich viel mit dem zuvor erfolgten Angekommensein zu tun. Das ist die christliche Perspektive, die Diakonie und Kirche in unsere Gesellschaft einbringen. Die Bibel erinnert an Jesus, der im Umgang mit Menschen nicht wählerisch war und niemanden aussortierte. Die Herkunft eines Menschen, sein Image, sein Geschlecht, sein mehr oder weniger guter Ruf spielten keine Rolle. Jesus hatte keine Berührungsängste. Er nahm die Menschen an, so wie sie waren. Er ging

auf sie zu, und er ging ihnen nach. Das ist ein guter Weg, auf dem auch heute der gesellschaftliche Zusammenhalt wirksam gefördert werden kann. Ich lerne: Angenommensein ist die Voraussetzung fürs Ankommen. Die Bibel (Römer 15,7) formuliert das so: „Darum nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Ehre.“

Ich lebe seit vielen Jahren in einem Wohnbezirk mit einem Ausländeranteil von bis zu 40 Prozent. Hier bin ich zu Hause. Hier leben aber auch viele Menschen aus anderen Kulturen und mit anderer Religionszugehörigkeit. Finden sie in der Fremde eine neue Heimat? Sind sie hier schon tatsächlich angekommen? Oft leben wir nebeneinander her, auch wenn ich zum Beispiel regelmäßig in einem türkischen Lebensmittelgeschäft einkaufe. Als die Muslime Ramadan feierten, ließ ich mich von einer Familie aus der Nachbarschaft einladen. Es war ein wundervoller Abend. Wir sprachen über unser Leben, über unseren Glauben, aßen miteinander und lernten uns so besser kennen. Ich habe die Einladung der Familie angenommen und sie so zugleich auch als Nachbarn angenommen. Ankommen beginnt, wenn Menschen aufeinander zugehen.

Manfred Rekowski,
Präses der Evangelischen Kirche
im Rheinland



Willkommen in unserem Neukölln

Text Thomas Seelig Projektidee Anna Ehrenstein

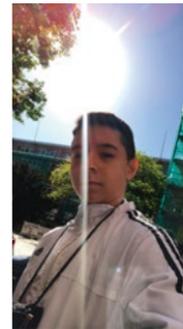
„Wenn wir an einen Reiseführer denken, dann denken wir an ein Buch, das uns ein fremdes Land, eine unbekannt Stadt oder ein fernes Viertel erklärt. Was passiert jedoch, wenn wir das Ganze auf den Kopf stellen und einen Reiseführer für unser eigenes Viertel erstellen?“

Diese Frage stand 2018 im Raum, als die Künstlerin Anna Ehrenstein ein fotografisches Projekt mit zwölf Schülerinnen und Schülern der Röntgenschule in Neukölln lancierte. Nachdem in ihrem Kick-off Begriffe wie Reisen, Heimat und Identität gefallen sind, machten sich Ali al Ali, Kaan Katak, Ranim El-Awad, Mohamad El-Khader, Bashir El-Nomeniri, Chams El-Sayed, Can König, Abdelrahman Mohamad, Nadja Nazarek, Elif Özdas, Tino Rahimic und Suela Shala in Gruppen auf den Weg, um die unmittelbare Umgebung ihres Viertels ins Visier zu nehmen. Pizzerien und Eisdielen, ein Spielplatz oder die Kirmes beschreiben Orte, an denen sich die Jugendlichen tagein, tagaus aufhalten und abhängen. In den Blick geraten aber auch private Dinge, Flachbildfernseher, lackierte Fingernägel, ein Glitzerspiegel und immer wieder Smartphones.

Die analoge Bilderjagd mit Einwegkameras, deren Film nur eine begrenzte Anzahl von Bildern fasst, stellte die Jugendlichen, die mit ihrer Geburt als Migranten in der zweiten Generation in Deutschland leben, vor ungeahnte Herausforderungen. Während ihre Smartphone-Kamera fast jeden Moment einfangen und festhalten kann und die hochauflösten Files mehr und mehr Speicherplatz beanspruchen, müssen sich die Schüler bei dieser Aufgabe bescheiden.

Anna Ehrenstein hatte als Ziel den „Inverted Guide“, einen „Reiseführer umgedreht“, ins Spiel gebracht, in dem die Bilder zusammengefasst werden sollten. Vor dem Druck mussten die Auswahl getroffen, die Schrifttype festgelegt und die 64 Seiten gestaltet werden. Mit dem Reiseführer des „eigenen Kiezes“ hatte Ehrenstein (auf ihrer Homepage beschreibt sie sich selbst als „albanian diasporic rat based in Berlin“) ein Objekt geschaffen, mit dem die Jugendlichen mit ihren unterschiedlichen Herkunftten über ihre gemeinsame Heimat sprechen konnten.

Thomas Seelig ist Leiter der Fotografischen Sammlung am Museum Folkwang in Essen. Bis 2018 war er 15 Jahre am Fotomuseum Winterthur tätig und entwickelte dort zahlreiche Gruppen- und Themenausstellungen wie „Im Rausch der Dinge“ (2004), „Forschen und Erfinden“ (2007), „Karaoke“ (2009) und „The Hobbyist“ (2017). Darüber hinaus entstanden zahlreiche monografische Präsentationen mit Peter Piller, Jungjin Lee, Marge Monko und Thomas Alldorf.



can: haci baba hat den besten döner in neukölln

ich habe meinen hof fotografiert, weil ich da viel erlebt habe.
instagram: tinooberlinn



kaan, 13, deniz kaan Katak
hobby: KMN, fußball, PS4, youtube



chams: 13 Jahre mag: musik hören, mma, sonst hobbylos traumberuf: frauenärztin, anwältin snapchat: chxm11_tjxx instagram: ch.berlinn



name: bashir el-nomeniri
hobby: playstation, handy, rausgehen
alter: 12
lieblings-/traumberuf: keine



name: suela shala
geburtstag: 17.09.2004
hobby: essen, handy, musik
heimat: kosovo
insta: Suel_

ali ali
12
1.72 m
filme gucken und mit dem handy spielen
insta: ali_libanese_



name: elif özdas
alter: 12
insta: elifbln02
snapchat: elifbln2005
hobby: chillen und mit dem handy spielen
lieblingsgang: KMN
rapper: azet und zuna

momo el-khader 13
insta: momo_bln_ ich mag: musik, fußball
lieblingsrapper: KMN



ich heiße ranim, ich bin 13 jahre alt. ich spiele gern fußball und verbringe viel zeit (freizeit) mit meiner familie und ich höre gerne musik.
snapchat: ranimooonoah711

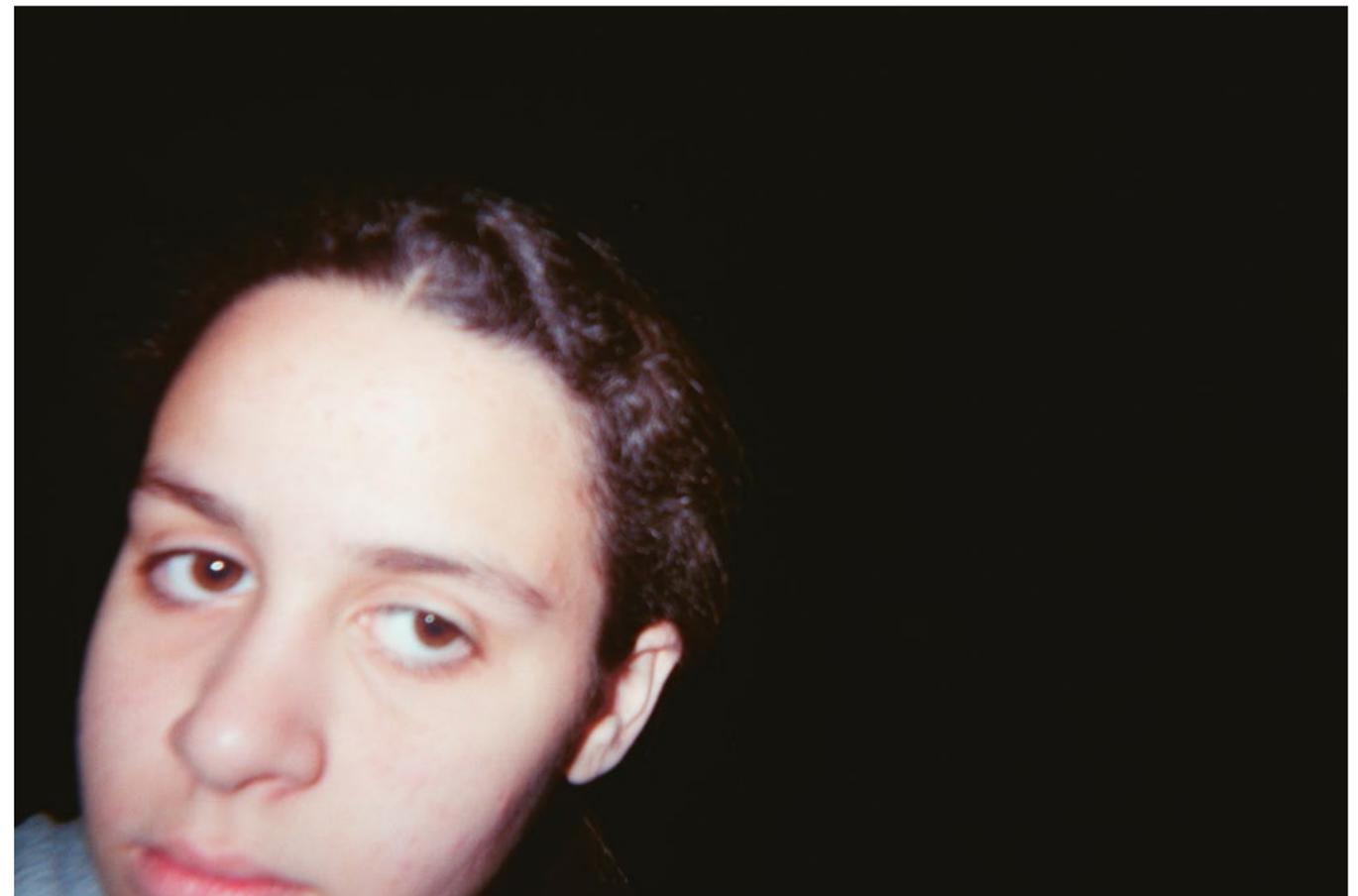
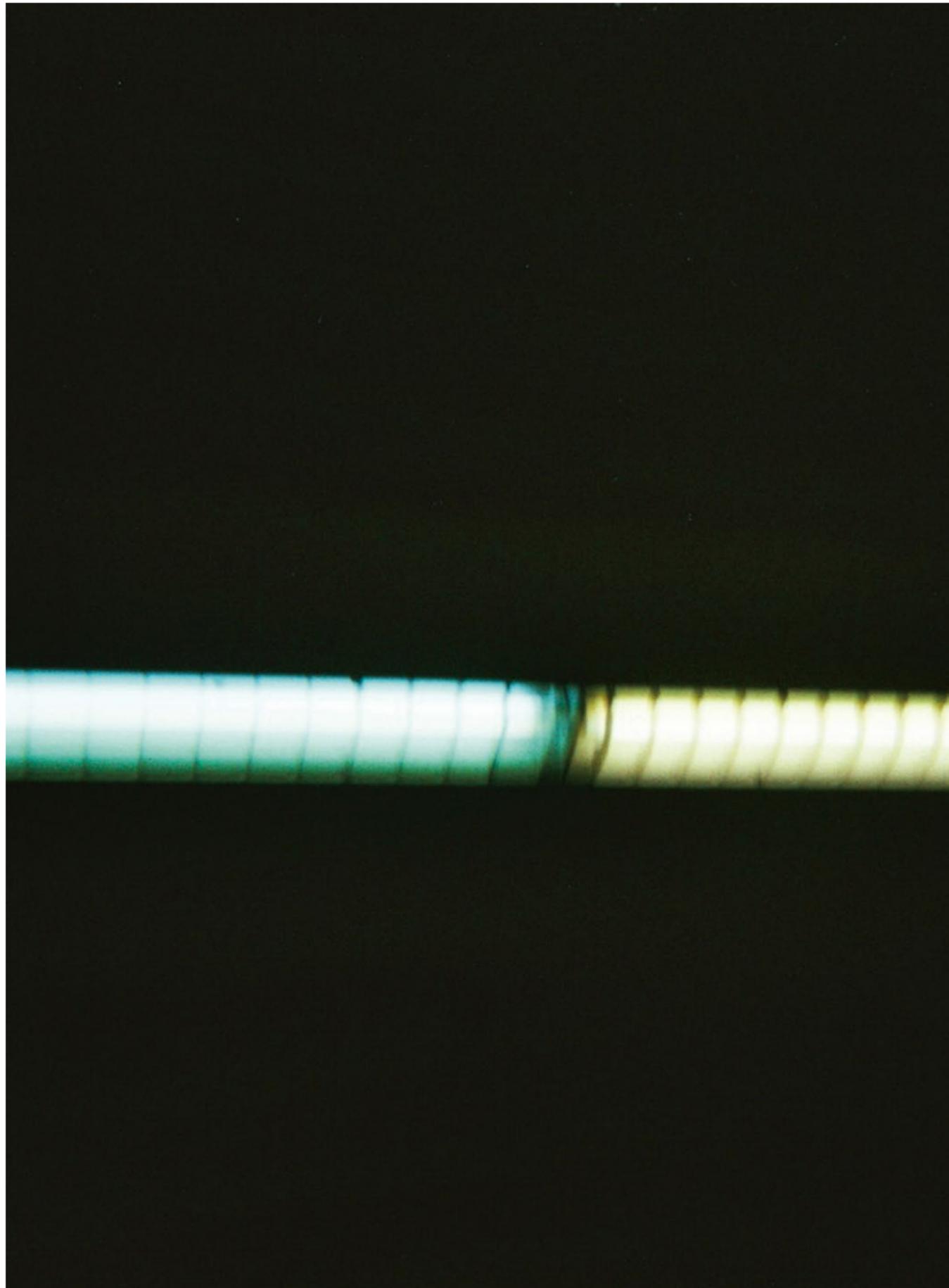


name: nadja nazarek
geburtstag: 16.07.2004
hobby: zeichnen, mit dem Handy spielen, musik hören, freunde treffen
traumberuf: lieblingstier: panda
lieblingsfarbe helllila
lieblingsberühmtheiten: BTS, NCT... K-Pop



name: abdelrahman fahhro/mohamad
alter: 12 Jahre
hobbies: schwimmen, boxen, kampsport







Ein Gastbeitrag von Armin Laschet,
Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen

Sie haben ihren Platz in unserer Mitte!

Nordrhein-Westfalen hat eine lange Tradition als Einwandererland. Heute haben über fünf Millionen Menschen in Nordrhein-Westfalen – mehr als jeder Vierte – eine Zuwanderungsgeschichte. Sie haben ihren Platz in unserer Mitte, als unsere Nachbarn, im Beruf, in den Medien, in der Politik, in Kunst und Wissenschaft – in allen Bereichen.

Die große Mehrheit der Menschen in Nordrhein-Westfalen hat es immer wieder verstanden, Grenzen zu überwinden und die Gemeinschaft zusammenwachsen zu lassen. Das galt auch für die schwierige Phase Anfang der 1990er-Jahre mit ihrer oft emotionalen Diskussion um die Asylpolitik. Die Weigerung einiger, Fremde bei uns ankommen zu lassen, führte sogar zu abscheulichen Anschlägen auf Leib und Leben. Nach dem furchtbaren Mord an fünf ihrer Familienmitglieder in Solingen im Jahr 1993 sagte Mevlüde Genç: „Andere sollen nicht so leiden wie ich. Ab jetzt müssen wir in Brüderlichkeit, Eintracht und Freundschaft leben, für immer. Ich hege keinen Hass – gegen niemanden.“ Mit dieser unglaublichen Großherzigkeit hat sie uns den Weg gewiesen und gleichzeitig in die Pflicht genommen.

Für die Politik war dies der Aufruf, noch mehr zu tun, um die Menschen, die zu uns gekommen sind, gut zu integrieren. Als mich Ministerpräsident Jürgen Rüttgers 2005 zum ersten Integrationsminister in der Bundesrepublik berief, habe ich es als Auftrag der Politik und der Gesellschaft gesehen, mit dafür zu sorgen, dass wir auch für Menschen mit Zuwanderungsgeschichte zu einer „Aufsteigerrepublik“ werden. Das gilt heute mehr denn je. In Nordrhein-Westfalen arbeiten wir jeden Tag daran, etwa indem wir Talentschulen mit besonderer Förderung in Stadtteilen mit großen sozialen Herausforderungen aufbauen.

Die Aufnahme von Menschen nach Flucht vor Krieg und Vertreibung ist spätestens 2015 wieder ganz oben auf die Agenda gerückt. Es war richtig, dass wir viele von ihnen in Nordrhein-Westfalen aufgenommen haben. Und es bleibt richtig, dass wir alle Anstrengungen unternehmen, um diejenigen, die bleiben werden, zu integrieren. Das ist eine Aufgabe, die Politik und Staat niemals alleine leisten können, sondern für die es die vielen

Menschen braucht, die sich vor Ort mit Herzblut engagieren. Sie sind der wichtigste Motor für gelingende Integration und ein gutes, respektvolles Zusammenleben. Sie akzeptieren die Fremden als Menschen mit all ihren Bedürfnissen, Hoffnungen und Träumen und geben ihnen so die Chance, nicht nur physisch bei uns anzukommen. Dafür bin ich persönlich dankbar. Der Einsatz von so vielen Helferinnen und Helfern macht Hoffnung.

Integration ist kein Selbstläufer, sondern verlangt dauerhaftes Engagement von den Einwanderern und der Gesellschaft. In Nordrhein-Westfalen können wir dabei auf gute und verlässliche Strukturen setzen. Dazu gehören etwa die vielen auch von der Diakonie betriebenen Integrationsagenturen. Sie sehen vor Ort, wo es hakt, bieten Hilfe an und schaffen Zugänge. Wir als Landesregierung wissen, wie entscheidend gerade das Engagement in den Kommunen ist. Städte und Gemeinden haben bei der Integration bereits große Erfolge erzielt. Wichtige Stütze dabei sind die kommunalen Integrationszentren, deren Strukturen wir dauerhaft gesichert haben. Als weitere Unterstützung haben wir in diesem Jahr die Integrationspauschale des Bundes erstmals in voller Höhe von über 432 Millionen Euro an die Kommunen weitergeleitet.

So wichtig die finanzielle Ausstattung und Unterstützung ist: Menschen können nur dort ankommen, wo sie sich auch einbringen und das gesellschaftliche Leben mitgestalten können. Das setzt voraus, dass wir Menschen, die dauerhaft bei und mit uns leben, mit ihren Lebensentwürfen und Lebenswirklichkeiten respektieren. Für alle, die ein Teil unserer Gesellschaft sind, gilt damit das Ziel, gegenseitig die ethnische, kulturelle, soziale Herkunft, sexuelle Orientierung und die Freiheit für und von Religion zu akzeptieren.

Das gelingt umso besser, je mehr man direkt ins Gespräch kommt. Miteinander statt übereinander zu reden ist ein Leitthema der nordrhein-westfälischen Integrationspolitik. Wir wollen die Chancen, die damit verbunden sind, noch besser sichtbar machen. Eine solche Chance ist die interkulturelle Öffnung. Wie sie gelingt, wird in Zukunft für viele Arbeitgeber ein entscheidender Faktor bei der Gewinnung guter Fachkräfte werden. Wir sind auf Dauer für unseren Fachkräftebedarf auf Einwanderung angewiesen. Menschen aus anderen Ländern werden sich aber nur für uns begeistern können, wenn wir respektvoll, neugierig und tolerant miteinander umgehen.

Mit unserer Integrations- und Wertschätzungskampagne #IchDuWirNRW werben wir für mehr gesellschaftlichen Zusammenhalt. 14 Vorbilder aus 14 Nationen zeigen, dass Einwanderung unsere Gesellschaft enorm bereichern kann. Und wir setzen mit der Kampagne in Zeiten von Populismus und rechter Hetze ein Zeichen für Weltoffenheit und Vielfalt.

Vor etwas mehr als einem Jahr begann der Integrationsbeirat seine Arbeit. Diese Diskussion über Zuwanderung und Integration leistete auch einen wichtigen Beitrag zu der im August veröffentlichten Teilhabe- und Integrationsstrategie. Nordrhein-Westfalen will wieder der Integrationsmotor Deutschlands werden.

Wir selbst sind nur Gäste und Fremde in dieser Welt. Wir sind aufgefordert, Gäste und Fremde willkommen zu heißen. So heißt es im dritten Buch Mose in der Bibel: „Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten und du sollst ihn lieben wie dich selbst“ (Lev 19, 34).



Foto Laurence Chaperon

Haltung zeigen!



Das Düsseldorfer Schauspielhaus war 2015 ganz vorne mit dabei, neue Orte der Begegnung für Neuzugezogene und Alteingesessene zu schaffen, und eröffnete 2016 das Café Eden – ein Ort zum Verweilen, Klönen, Kaffeetrinken. Generalintendant Wilfried Schulz über die integrative Kraft von Kunst und Kultur.
Ein Gastbeitrag.

Am Theater glauben wir an den Fortschritt und die zunehmende Zivilisation der Menschheit. Aber wie entsteht Bewegung? Wie nimmt man die Leute mit und bleibt dabei glaubwürdig? Theater ist ein Trainingscamp für Empathie. Ich muss mich einfühlen, ob in eine andere Hautfarbe, ein anderes Geschlecht oder eine andere soziale Schicht. Das ist ein gewaltiger zivilisatorischer Prozess und im Kern das, was Theater leisten kann. Auf der Bühne sehen Sie nicht unbedingt Antworten auf gesellschaftliche Fragen, aber wir helfen beim Formulieren und fragen modellhaft, wie man zusammen leben könnte. Wir haben im Schauspielhaus das Privileg, ausprobieren zu können, wir können scheitern und wir können kreuz und quer denken. Im Spielen Rollen zu wechseln, Lebensmodelle zu entdecken, Fürchterliches auf die Bühne zu stellen, einen Faschisten oder Terroristen – alles ist möglich, und es bleibt Spiel. Niemand stirbt wirklich. Was auf der Bühne stattfindet, sind Ersatzhandlungen für das wirkliche Leben.

Wie funktioniert gesellschaftliche Veränderung?

Wenn wir einen Spielplan machen, fragen wir uns bei jedem Stück, ob es ein Spiegel der Welt sein kann. Unser Saisonstart mit Georg Büchners „Dantons Tod“ ist da charakteristisch. Wir machen dieses Stück nicht nur, weil es auch in der Eröffnungsspielzeit des Düsseldorfer Schauspielhauses vor 50 Jahren ganz vorne stand, sondern weil es um die Frage geht: Wie funktioniert gesellschaftliche Veränderung und welche Konflikte bringt sie? Wir nutzen es als Folie, um weiterzugehen – beispielsweise beim Thema der Gendergerechtigkeit. Was ist heute damit gemeint, wenn die Menschen auf der Straße rufen: „Wir sind das Volk?“ Was ist Identität? Was ist Heimat? Was ist Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit? Bei Büchner sind ganz verschiedene Positionen auf der Bühne vertreten. Es wird viel gestritten. Das muss man aushalten, um weiterzukommen.

„Das Leben des Galilei“ von Bertolt Brecht ist unsere große Jubiläumsproduktion im Januar 2020. Wir haben sie bewusst auf den Spielplan gesetzt, weil ich glaube, in Zeiten von Populismus und Verschwörungstheorien, in der wachsenden Irrationalität und auch Gewalttätigkeit in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung ist

es ganz gut, sich mit einem Stück zu beschäftigen, das nach einer objektiven Wahrheit fragt. Welches Gestirn dreht sich um welches Gestirn? Das wird man ja wohl noch feststellen können. Das Interessante ist aber: Wenn man es weiß, darf man es auch sagen? Eine Lüge wird zu einer alternativen Wahrheit – das ist das Schlimmste, was passieren kann. Nicht nur was die Naturwissenschaft betrifft, sondern auch in Bezug auf unsere Werte. Und insofern ist es richtig, mit Galilei zu fragen: Wer hat eigentlich welche Interessen, zu verhindern, dass die Wahrheit die Wahrheit ist?

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf der Bühne

Theater hat den großen Vorteil – wie übrigens kaum ein anderer Bereich –, dass wir in die Vergangenheit schauen, uns mit Geschichte beschäftigen und wir das aus einem Impuls für die Gegenwart heraus tun. Es stehen Schauspielerinnen und Schauspieler auf der Bühne und davor sitzen Zuschauerinnen und Zuschauer – zwischen ihnen muss es funken. Theater ist gegenwärtig, sonst funktioniert es nicht. Und mit der Frage, wie wir leben wollen, behandeln wir immer auch Zukünftiges. Das liebe ich am Theater. Und weil wir das so gut können, wird Theater Tag für Tag stärker gebraucht in dieser Gesellschaft. Das merken immer mehr Leute – auch in der Politik.

Mittlerweile ist es so, dass die Gesellschaft ihre Zerrissenheit fast physisch spüren kann. In Schulklassen, auf Elternversammlungen und bei Wahlen. Dass der Fundamentalismus wächst, dass die Politik, ich formuliere das mal vorsichtig, sich eher an diesem Prozess beteiligt, als nach Wegen zu suchen, klare Haltungen zu vertreten und Leute dafür zu gewinnen, führt auch dazu, dass wir stärker gefragt sind. Wir sollen und wollen ein Ort sein, wo sich die Menschen einer Stadt treffen, auseinandersetzen und lernen, Differenz auszuhalten.

Öffnung für die gesamte Stadtgesellschaft

Die Schwelle, zu uns ins Theater zu kommen, ist für viele Menschen hoch. Das muss man ganz klar sagen und es beschäftigt uns stark. Das Ideal ist natürlich, dass das Theater die gesamte

Stadtgesellschaft widerspiegelt. Quer durch alle Generationen, quer durch alle sozialen Schichten, quer durch alle Communitys. Das ist der Weg. Wenn wir jetzt gerade neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter engagiert haben, die sich vornehmlich mit der Frage der Diversität beschäftigen, wollen wir herausfinden, wie wir dieses heterogene Publikum einladen. Welche Sprache müssen wir im metaphorischen und wörtlichen Sinne sprechen, um Menschen zu erreichen, die Kunst und Kultur noch nicht wahrnehmen?

„Mittlerweile ist es so, dass die Gesellschaft ihre Zerrissenheit fast physisch spüren kann.“

Es gibt dabei nicht den einen Weg. Wir versuchen uns zu öffnen. Wir werden Stücke über- oder undertiteln, damit die Sprache nicht zu stark dazwischensteht. Wenn unser Haus richtig fertig ist, wird das Foyer tagsüber offen stehen – für Schüler oder Stadtteilgruppen etwa. Es soll ein sogenannter dritter Ort werden. Es ist ja nicht richtig, dass dieser wunderschöne und riesige Raum nur kurz vor und nach den Vorstellungen genutzt wird. Öffnung ist ein Weg. Partizipation, Teilnahme an Projekten ein anderer. Wir haben die Bürgerbühne begründet, um immer wieder unterschiedliche Zielgruppen einzuladen. Spezialisten des Alltags, die ihre eigenen Geschichten auf die Bühne tragen. Und wir befragen uns zunehmend selbst, ob wir nicht zu viel in unseren eigenen Themen schmoren. All das hat etwas mit Beharrlichkeit zu tun. Und mit einem langen Atem.

Zwei Städte, eine Überzeugung



Düsseldorf bot sich 2015 freiwillig als Drehkreuz an, um geflüchtete Menschen in Empfang zu nehmen und die Erstversorgung zu übernehmen. Auch Palermo hieß die Menschen willkommen und wendet sich damit bis heute gegen eine Politik der Abschottung im Land. Zwei Städte, zwei Interviews und ein Appell für mehr Menschlichkeit – mit Düsseldorfs Oberbürgermeister Thomas Geisel, Miriam Koch vom Amt für Integration und Migration und Leoluca Orlando, Bürgermeister von Palermo.



Herr Orlando, auf Sizilien sind in den vergangenen Jahren viele Geflüchtete angekommen. Wie genau haben Sie das als Bürgermeister von Palermo erlebt?

In den vergangenen Jahren sind gar nicht so viele Geflüchtete in Palermo angekommen. Es gibt einen Vertrag zwischen Libyen und Italien, der bestimmt, dass Libyen die Menschen festhält. Das ist eine Katastrophe, sie sitzen da in Gefängnissen. Oder sie kommen mit kleinen Booten und sterben im Mittelmeer, weil es keine Rettungspolitik mehr in Europa gibt.

Was würden Sie sich denn von der EU wünschen?

Erstens: Nicht Libyen dafür zu bezahlen, Menschen dort in Gefängnissen festzuhalten. Das ist unmenschlich, wie sie dort behandelt werden. Zweitens: Wir brauchen wieder offizielle Rettungsmissionen auf dem Mittelmeer und auch die privaten Schiffe müssen retten dürfen. Drittens: Die ankommenden Menschen müssen auf die verschiedenen europäischen Länder verteilt und dort willkommen geheißen werden.

Sie sind auch mit der Politik der Regierung in Rom der vergangenen Jahre nicht einverstanden.

Salvinis Politik hat die Geflüchteten illegal und unsichtbar gemacht. Wir haben sie wieder sichtbar gemacht. Unsere Politik heißt: „Ich bin ein Mensch“, und damit sind alle gemeint. Wir haben vielen hundert Migranten Wohnrecht in Palermo gegeben. Sie dürfen sich hier niederlassen, dürfen arbeiten, sind einfach Palermitaner. Ich wurde einmal gefragt, wie viele Migranten hier wohnen. Ich habe geantwortet: Keine. Es macht keinen Unterschied, wer hier geboren ist oder wer sich hier niedergelassen hat. Wer hier wohnt, fühlt sich hier zu Hause. Egal, ob Christen, Muslime oder Angehörige anderer Religionen.

Hat das einen kulturellen Wandel mit sich gebracht?

Es gibt kaum eine Stadt, die sich in den letzten 40 Jahren kulturell so verändert hat wie Palermo. Es war die Hauptstadt der Mafia, und jetzt ist es die sicherste Stadt Italiens. Das Prinzip heißt Legalität, das schätzen alle. Ein Beispiel: Wir haben Mafiosi aus Nigeria ins Gefängnis gebracht. Und was ist passiert? Andere Migranten aus Nigeria sind zu uns gekommen, haben sich bei der Polizei bedankt. Es gibt Vertrauen in die staatlichen Institutionen. Das ist kulturelle Veränderung.



Sie haben schon mehrmals die Seenotrettung erwähnt, die liegt Ihnen erkennbar am Herzen. Sie haben auch vor kurzem Seenotretter Claus-Peter Reisch die Ehrenmedaille der Stadt Palermo verliehen.

Wir müssen uns bei diesen Menschen bedanken. Ohne die privaten Schiffe würden noch mehr Menschen sterben. Sie haben hunderte gerettet. Aber leider gibt es noch viele hunderte und Tausende mehr, die sterben. Das Mittelmeer ist ein Friedhof, und was da passiert, ein Massenmord. Und die europäischen Staaten werden irgendwann dafür zur Verantwortung gezogen werden.

In der Charta von Palermo heißt es: Mobilität ist ein Menschenrecht. Das heißt, es dürfen alle kommen?

Ja. Alle willkommen zu heißen, ist ein Problem für Sizilien allein, für Italien allein. Italien allein ist dafür zu klein. Aber ist die Europäische Union mit 500 Millionen Bewohnerinnen und Bewohnern zu klein, um alle willkommen zu heißen? Ich glaube nicht. Ja, es ist eine große Entscheidung, alle willkommen zu heißen. Aber die Europäische Union muss ein Europa der Menschenrechte sein.

**Gespräch Christoph Wand
Fotos Bernd Schaller / privat**



Leoluca Orlando war von 1985 bis 2000 Bürgermeister von Palermo und ist es wieder seit 2012. Er wurde durch seinen Kampf gegen die Mafia berühmt und auch für seine kompromisslose Politik für geflüchtete Menschen.

Alles geben

Herr Oberbürgermeister Geisel, Frau Koch, als 2015 plötzlich viele geflüchtete Menschen nach Düsseldorf kamen, war die Hilfsbereitschaft bei den Einheimischen groß, aber es gab auch Widerstand. Wie haben Sie diese Zeit erlebt?

Geisel Das war eine Zeit, in der wir in der Stadtgesellschaft viel geleistet haben. Es gab praktisch keinen Wohnungsleerstand, also mussten wir fast für alle Flüchtlinge eine Unterkunft in provisorischen Einrichtungen schaffen. Wir haben einen runden Tisch eingerichtet und in kürzester Zeit städtische Grundstücke identifiziert, die geeignet waren, mit Containerdörfern bebaut zu werden – das ist bundesweit als das Düsseldorfer Modell bekannt geworden. Oft lagen diese Grundstücke in gut situierten Stadtteilen. Am Anfang habe ich ganz viele Mails mit allen möglichen Gründen bekommen, warum wir die Dörfer nicht errichten können. Da hieß es zum Beispiel, dass die Grundstückspreise in den Keller gehen würden, dass die armen Flüchtlinge doch gar nicht genug Geld hätten, um in einem reichen Stadtteil einzukaufen, oder dass die Belastung durch den Lärm des nahe gelegenen Flughafens für die Flüchtlinge viel zu groß wäre. Ich hatte sogar zwei ausformulierte Klagen auf dem Tisch liegen, die dann aber nicht eingereicht wurden. Wohl auch weil die potenziellen Kläger gemerkt haben: Die Stadt ist hier wirklich am Limit. Das ist eine riesige Herausforderung, und wir sind auf die Mithilfe aller angewiesen.

Koch Bei Infoveranstaltungen zu den Unterkünften, zu denen ich in den Stadtteilen eingeladen hatte, gab es Stadtbezirke, wo die Bürgerinnen und Bürger uns fragten: „Wie können wir helfen?“ Und dann gab es andere, in denen sich kritische Stimmen häuften. Da sind wir nicht immer im Konsens auseinandergegangen. Später – als wir die Unterkünfte schon errichtet hatten – habe ich oft Mails mit Anfragen bekommen, wann die Flüchtlinge denn nun endlich einziehen würden? Die Ankunft war so ruhig verlaufen, dass die Bürgerinnen und Bürger vor Ort meist gar nicht mitbekommen hatten, dass die Flüchtlinge längst unter ihnen lebten.

Wie ist die Unterbringung heute geregelt?

Koch Im Moment leben 4500 Menschen in kommunalen Unterkünften. Die Hälfte davon könnte eigentlich ausziehen – darf sich aber in der Regel nur innerhalb Düsseldorfs eine Wohnung suchen. Aufgrund des angespannten Düsseldorfer Wohnungsmarktes finden viele Flüchtlinge aber leider keine eigene. Weil wir derzeit nicht abschätzen können, wie die Entwicklung weitergeht, haben wir bei der Bauaufsicht beantragt, die meisten der Modulanlagen, für die es eine Ausnahmeregelung gab, weiter nutzen zu können. Denn die Zahl der Flüchtlinge, die zu uns kommen, ist zwar deutlich zurückgegangen, die Unterkünfte sind allerdings zu 93 Prozent ausgelastet und niemand kann zurzeit abschätzen, wie die Lage sich weiterentwickeln wird.

Wie haben die Debatten rund um das Thema Integration die Stadt geprägt?

Geisel Ein Blick in die Geschichte Düsseldorfs zeigt, dass die Stadt immer wieder Zugezogene integriert hat. Denken wir etwa an die Zeit der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert, als viele Menschen aus Osteuropa, aus dem heutigen Polen und aus den Niederlanden nach Düsseldorf kamen. Dann gab es die Vertriebenen aus den vormals deutschen Ostgebieten nach dem Zweiten Weltkrieg und später die sogenannten Gastarbeiter, die wir beispielsweise in Griechenland, Italien, Portugal und der Türkei angeworben hatten. Im Prinzip ist die Identität Düsseldorfs ein Melting-Pot: Alle tragen etwas Bereicherndes dazu bei.

Wäre es für eine Stadt wie Düsseldorf nicht möglich, einige Menschen, die derzeit auf der Flucht sind, aufzunehmen?



Koch Düsseldorf hat sich wiederholt bereit erklärt, zum Beispiel die aus Seenot Geretteten zusätzlich aufzunehmen. Wir sind aber gebunden an die EU-, Bundes- und Landesgesetzgebung. Die Verteilung der Flüchtlinge in NRW übernimmt zum Beispiel das Land. Wie viele geflüchtete Menschen das Land den Kommunen zuweist, hängt unter anderem vom Steueraufkommen und dem Anteil an der Bevölkerung ab. Dann gibt es noch die Dublin-Verordnung, die besagt, dass Flüchtlinge ihren Asylantrag in dem EU-Mitgliedsstaat stellen müssen, in dem sie zum ersten Mal europäischen Boden betreten haben. Es gab ein kurzes Zeitfenster im Sommer 2015, da war das Dublin-Verfahren mehr oder weniger außer Kraft gesetzt. Damals hatten viele die Hoffnung, dass damit auch eine grundlegende Reform des Systems einhergehen würde. Das ist aber nicht eingetreten, was äußerst bedauerlich ist. Generell wäre es sinnvoll, Kommunen, die Geflüchtete freiwillig aufnehmen wollen, in das Verteilungssystem einzubinden.

Geisel Auf die Ursachen, die Menschen dazu veranlassen, aus ihrer Heimat zu fliehen, haben wir als Kommunen natürlich praktisch überhaupt keinen Einfluss. Umgekehrt aber haben wir die Hauptlast des Versagens der internationalen Politik, die zu den gegenwärtigen Fluchtbewegungen geführt hat, zu tragen. Und dies ist alternativlos. Für uns ist es müßig, mangelnde Solidarität innerhalb Europa zu beklagen, und wir können auch nicht fragen: „Schaffen wir das?“ – denn die Menschen sind da, und es ist unsere Aufgabe und humanitäre Pflicht, sie menschenwürdig unterzubringen und zu versorgen.

Gespräch Thomas Becker & Anne Wolf

Das komplette Interview lesen Sie unter:
www.diakonie-duesseldorf.de/dus

Persönliches

Es gibt so viele Menschen, die angekommen sind in diesem Land. Die eine neue Arbeit gefunden und neue Freundschaften geschlossen haben, die ihre Kinder morgens in die Kita oder in die Schule bringen. Was bedeutet Integration für sie und für die, die sich tagtäglich für sie einsetzen?

Text Anne Wolf

Das Jahr 2015 war keines wie alle anderen. 890 000 Menschen waren damals nach Deutschland gekommen und Tausende Menschen standen an den Bahnhöfen bereit, um sie zu begrüßen. Die Willkommenskultur wurde zu einem geflügelten Wort.

Mit der Silvesternacht Ende 2015 änderte sich das. Die Hilfsbereitschaft war und ist auch heute nach wie vor groß. Doch dann wurden Vorurteile gegenüber den Neuzugezogenen immer offener und bar jeder Grundlage geäußert – und fanden auch durch die sozialen Medien eine rasante Verbreitung. Die Menschen, um die es dabei ging, kamen in der Diskussion selten zu Wort.

Die Geflüchteten – das sind vor allem junge Menschen. So „wurden in den Jahren 2014 bis 2016 mehr als fünf von zehn Asylanträgen von Personen unter 25 Jahren gestellt – 2017 und 2018 waren es sogar mehr als sechs von zehn“, so der Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration, der die Integration in die Bildungssysteme in seinem Jahresgutachten 2019 deshalb als eine „zentrale Aufgabe“ bezeichnet. Tatsächlich – auch das zeigt das Gutachten – gehen viele dieser Jugendlichen und jungen Erwachsenen ihren Weg. So hat sich, laut Jahresgutachten, zwischen den Wintersemestern 2012 und 2017 zum Beispiel die Zahl der Studienanfängerinnen und Studienanfänger aus den Hauptländern der Fluchtzwanderung von 2702 auf 6989 mehr als verdoppelt.

Und das, obwohl diese jungen Leute oft hohe Hürden überwinden müssen. Das gilt auch für jene, die schon länger hier leben oder zu den sogenannten EU-Binnen-

migrantinnen und -migranten zählen und die, laut Migrationsbericht der Bundesregierung für die Jahre 2016 und 2017, rund 67 Prozent des Zuwanderungsgeschehens ausmachten.

„Diskriminierungen sind noch immer Alltag in Deutschland. So schaffen es Kinder aus Familien mit Migrationshintergrund, die eigentlich eine sehr hohe Bildungsorientierung haben, nicht, dies gleichermaßen umzusetzen wie Kinder ohne Migrationshintergrund“, sagt Integrationsforscher Steffen Beigang vom Deutschen Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung. Man wisse zum Beispiel, dass Kindern aus Familien mit Migrationshintergrund der Übergang in weiterführende Schulen erschwert werde. „Lehrerinnen und Lehrer vermuten, dass diese Kinder zu Hause weniger Bildungsunterstützung erfahren, und schicken sie deshalb eher auf die Hauptschule. Sie meinen dann, dass das besser zu ihnen passe.“

Das spiegelt sich auch auf dem Arbeitsmarkt wider, wo Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber sich teilweise scheuten, Menschen mit Migrationshintergrund einzustellen. Das gelte umso mehr, wenn sie keinen deutschen Bildungsabschluss haben. Für Beigang ist deshalb klar: „In den letzten Jahren wurde schon viel erreicht. Aber bis zu einer gleichberechtigten Teilhabe ist es noch ein langer Weg.“

Aber was sagen die Menschen, um die es in der Diskussion geht? Was bedeutet Integration für sie und für jene, die sich täglich für sie einsetzen? Wir haben nachgefragt.



Die Mutter

Als Anzela Kotoridou der Gedanke kam, nach Deutschland zu gehen, dauerte es nicht lange, bis sie ihn auch in die Tat umsetzte. Nur einen Monat später saß sie mit dem Ehemann und den beiden Kindern, der Sohn heute neun, die Tochter sieben Jahre alt, im Flieger nach Düsseldorf. „Ich will, dass meine Kinder eine Chance im Leben haben, in Griechenland haben sie die nicht“, sagt sie.

Vier Jahre ist es jetzt her, dass die 34-Jährige mit ihrer Familie nach Deutschland kam. Kotoridou's Mann arbeitet für eine Spedition, sie selbst hat sich selbstständig gemacht, mit einem Fahrradladen. Obwohl es in Düsseldorf eine griechische Schule gibt, hat sie ihre Kinder auf eine deutsche Grundschule geschickt. „Mir ist wichtig, dass meine Kinder die deutsche Sprache lernen“, sagt sie.

Zurück nach Griechenland zu gehen, kann sich die 34-Jährige nicht vorstellen. Die Kinder sollen in Deutschland ihren Schulabschluss machen, später vielleicht studieren. Dafür stehe sie auch gerne selbst zurück – auch wenn das nicht immer leicht sei. „Ich muss vieles neu lernen. Das ist sehr schwer. Manchmal habe ich keine Lust – aber ich muss. Manchmal bin ich müde. Aber für meine Kinder sage ich mir jeden Morgen: Ich muss aufstehen. Ich muss.“



Der Student

„Die Langeweile ist das Schlimmste“, sagt Hussein Onjo. Das Warten in der Flüchtlingsunterkunft auf die nötigen Genehmigungen, um endlich weitermachen zu können. Schrecklich. „Ich bin das einfach nicht gewohnt.“ Onjo stammt aus Kamishli im Norden von Syrien. Er war 18 Jahre alt, als er in Bodrum an der türkischen Südwestküste, rund 2000 Kilometer entfernt von seiner Heimatstadt, ein Boot Richtung Griechenland bestieg und sich von dort aus

nach Deutschland durchschlug. „Weil in Kamishli ein normales Leben nicht mehr möglich war.“ Damals hatte er gerade sein Abitur gemacht.

Rund vier Jahre ist das nun her. In dieser Zeit hat der heute 22-Jährige Deutsch gelernt. Er ist aus Sonsbeck, einer Gemeinde mit rund 9000 Einwohnerinnen und Einwohnern am Niederrhein, zu einem deutschen Freund in eine WG in Düsseldorf gezogen, er hat eine deutsche Freundin. Im Herbst kann er nun endlich sein Studium beginnen: Bauingenieurwesen in Aachen.

Onjo sagt von sich, dass er mittlerweile angekommen sei in Deutschland. Vieles findet er gut, manches belächelt er, anderes fehlt ihm: zum Beispiel der Kontakt zur Nachbarschaft. Am Anfang habe er noch versucht, Gespräche anzufangen auf der Straße. Aber eine Community wie in Syrien gebe es in Deutschland leider nicht.

Wie es weitergehen soll, wenn er sein Studium abgeschlossen hat, weiß Onjo noch nicht. Er könnte sich vorstellen, weiterzuziehen in ein anderes Land. Nicht, weil es ihm in Deutschland nicht gefällt, sondern aus Abenteuerlust. „Ich habe mir schon als Kind gewünscht, später einmal von überall auf der Welt aus zu arbeiten.“



Die Lehrerin

Maresi Lassek hat lange eine Grundschule in einem sogenannten Brennpunktstadtteil in Bremen geleitet. Ihre Schule gehörte zu jenen, die schon lange vor 2015 eigene Konzepte entwickelt hatten, um nicht nur Kinder, die neu in Deutschland sind, sondern auch solche, die aus schwierigen Verhältnissen kommen oder ein Handicap haben, schnell zu integrieren.

Lassek wünscht sich mehr Unterstützung für Schulen wie diese, an der sie 30 Jahre tätig war. „Wir können eine gute Arbeit machen, aber die Rahmenbedingungen müssen stimmen“, sagt sie. „Schließlich geht es um Kinder, die eine sehr schwierige Zeit hinter sich und schlimme Dinge erlebt haben und nun lernen müssen, damit umzugehen – in einem ganz neuen Lebensumfeld.“ Ihre Forderung: „Schulen in Brennpunktvierteln müssen exzellent ausgestattet sein, um auch für Eltern attraktiv zu sein, die sonst solche Schulen meiden.“ Denn die Situation habe sich durch die Selektionsmechanismen, die Eltern ihrer Beobachtung

„Kindern aus Familien mit Migrationshintergrund wird der Übergang in weiterführende Schulen erschwert.“

nach zunehmend betreiben, verschärft. „Viele Eltern vermuten, dass es dem Fortkommen ihrer eigenen Kinder abträglich ist, wenn sie eine Schule mit vielen Kindern nicht deutscher Herkunft besuchen, und versuchen einen anderen Schulstandort für ihr Kind zu finden“, sagt sie. „Das ist sehr bedauerlich und ein gesellschaftliches Problem. Was wir stattdessen dringend brauchen, ist mehr Solidarität in der Gesellschaft.“



Der Ausbilder

Etwas blauäugig sei er rangegangen, als er den ersten Geflüchteten als Auszubildenden eingestellt habe, erinnert sich Hans-Joachim Slagman, Geschäftsführer des Autohauses Slagman in Düsseldorf. Sein erster Auszubildender, das war ein junger Mann aus Guinea. Schwierig sei es vor allem gewesen, den Auszubildenden durch die theoretischen Prüfungen zu bringen. „Die gesprochene Sprache war nicht das Problem, aber Texte lesen und verstehen – das dauert bei Menschen, die noch nicht so lange in Deutschland leben, einfach länger.“

Slagman plädiert deshalb dafür, dass die geflüchteten jungen Menschen in den Prüfungen, in denen sie Textaufgaben lösen müssen, mehr Zeit eingeräumt bekommen. Er habe deshalb auch schon bei der Handwerkskammer angefragt. „Aber die Handwerkskammer argumentiert, dass es ja auch Deutsche gibt, die nicht so gut lesen können, und sie deshalb keine Ausnahme machen kann“, sagt Slagman.

Nach dem ersten Auszubildenden weitere Geflüchtete einzustellen, aus Syrien, aus Guinea und aus Bosnien, stand für ihn trotzdem nie außer Frage: „Da stehe ich ganz hinter Angela Merkel und sage: Wir schaffen das“, sagt er. Der junge Mann aus Guinea hat die Ausbildung trotz aller Hindernisse übrigens erfolgreich abgeschlossen. Am Ende konnte er sich zwischen drei Stellenangeboten entscheiden. „Das ist klasse, wenn das klappt“, sagt Slagman. „Und es zeigt, wir sind auf der richtigen Spur.“ Auch das ist für den Geschäftsführer Integration.



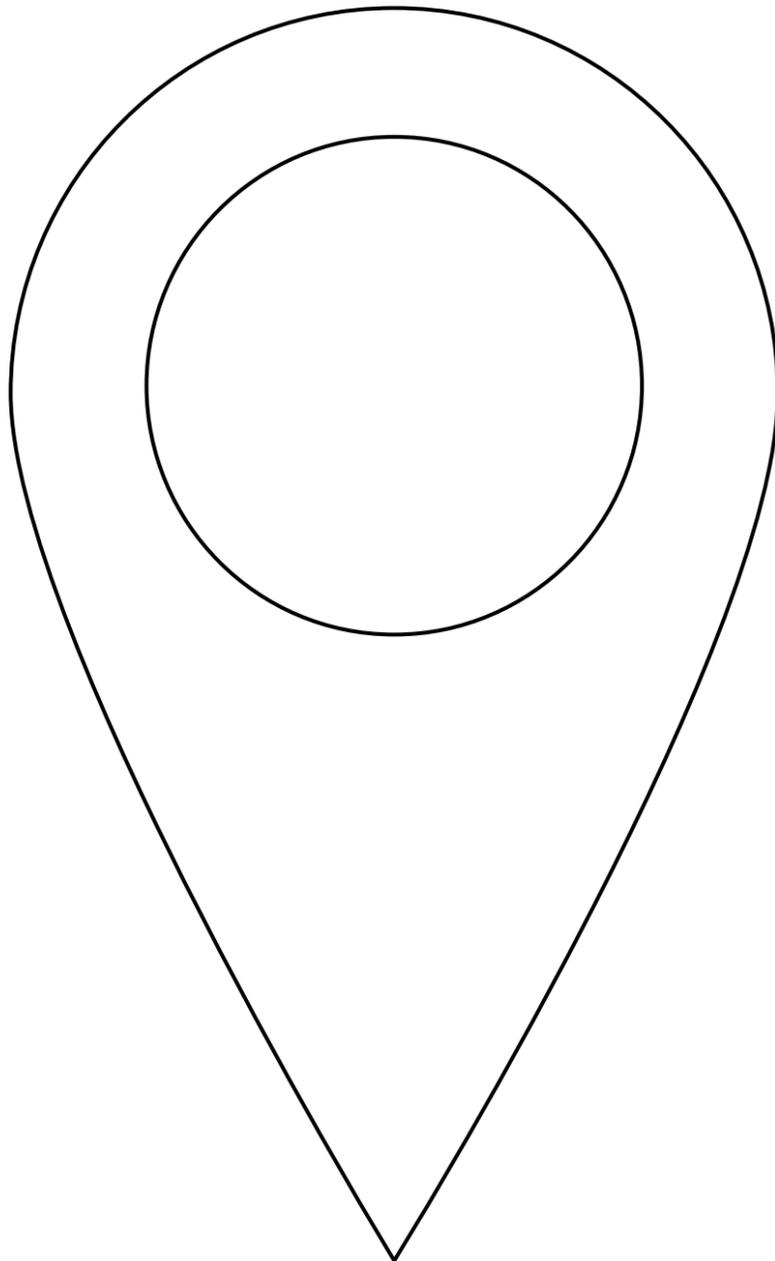
Der Auszubildende

Kfz-Mechaniker zu werden – das war schon immer der Traum von Alikhel Tajmohammad. Der 29-Jährige wusste, dass es nicht leicht werden würde, in dem Bereich einen Ausbildungsplatz zu finden. Vor allem, weil, als er sich bewarb, sein Aufenthaltsstatus noch nicht geklärt war. Doch Tajmohammad ließ sich nicht beirren, er bewarb sich mit Hilfe des Arbeitslosenzentrums bei der Diakonietochter renatec für ein Praktikum beim Autohaus Slagman. Dort machte er seine Sache so gut, dass er nach sechs Wochen den Ausbildungsvertrag in der Tasche hatte.

Mittlerweile ist Tajmohammad im zweiten Lehrjahr. Zeit, Freunde zu treffen, hat er kaum, denn nach der Arbeit oder der Schule nimmt er freiwillig an einem Deutschkurs und drei weiteren ausbildungsbezogenen Kursen teil, in denen ihn Ehrenamtliche dabei unterstützen, sprachlich aufzuholen und die schulischen Inhalte zu vertiefen. Die praktische Arbeit fällt ihm leicht, tatsächlich gehört Tajmohammad zu Hans-Joachim Slagmans besten Auszubildenden – trotzdem ist er vor kurzem knapp durch die schriftliche Zwischenprüfung gefallen, der fehlenden Sprachkenntnisse wegen. Doch der Chef ist sich sicher: „Bis zur Abschlussprüfung ist Alikhel so weit.“

Vom Ankommen

Ein Gastbeitrag von Hasnain Kazim



Szene 1

„Woher kommen Sie?“
 „Aus Norddeutschland.“
 „Ja, aber woher kommen Sie richtig?“
 „Richtig komme ich aus Stade, in Niedersachsen.“
 „Nein, ich meine so richtig?“
 „Ganz richtig komme ich aus Hollern-Twielenfleth. Das ist ein Dorf im Alten Land, vor den Toren Hamburgs.“
 „Aber woher kommen Sie gebürtig?“
 „Geboren bin ich in Oldenburg. Dem niedersächsischen, nicht dem schleswig-holsteinischen.“

Szene 2

Nach einer langen Unterhaltung sagt mir mein Gesprächspartner:
 „Sie sprechen aber wirklich gut Deutsch. Wo haben Sie das gelernt?“

Szene 3

Ein deutscher Politiker, den ich zum ersten Mal treffe und den ich interviewe, sagt mir am Ende unseres Gesprächs:
 „Ja, Mensch, richtig toll, wie weit Sie es als Migrantenkid gebracht haben!“

Es sind drei für Menschen wie mich alltägliche Szenen. Sie kommen immer wieder vor. In allen drei Fällen kann ich den Gedankengang der Leute ein Stück weit nachvollziehen: Wer fragt, woher ich komme, zeigt Interesse an meiner Geschichte; oft steckt dahinter das Bedürfnis, mehr über mich, meinen Weg, mein Leben zu erfahren. Wenn man mich auf mein Deutsch anspricht, ist es oft ein ernst gemeintes, aufrichtiges Lob. Und wenn man mich für meinen Werdegang lobt, mag dahinter vielleicht echte Anerkennung stecken.

Aber alle drei Szenen können auch etwas Ausgrenzendes haben. Sie signalisieren mir: Wir akzeptieren dich wegen deiner Hautfarbe oder wegen deines fremd klingenden Namens nicht von vornherein als einen von uns. Du musst dich erklären, um Mitglied unserer Gemeinschaft zu sein –

und zwar mehr als andere. Du bist anders. So richtig gehörst du nicht dazu. Und hast du ein Glück, dass du einen Job hast, den richtige Deutsche auch gerne hätten! Gelegentlich höre ich: „Du bist ja nur ein Passdeutscher.“

Darf man solche Dinge nicht mehr fragen oder sagen? Das hängt von vielen Faktoren ab: Wer fragt beziehungsweise spricht? In welchem Ton tut er oder sie das? Und in welcher Situation? Mich nach meiner Herkunft zu fragen, verstehe ich als Interesse für meinen Lebensweg. Ich antworte meist gerne. Aber es gibt keinen Anspruch auf eine Antwort. Ich sage das so deutlich, weil manche sehr penetrant nachbohren, als wäre ich zur Auskunft verpflichtet. Wenn ich selbst auf Nachfrage antworte, ich komme aus Norddeutschland, bitte ich das zu respektieren. Was die Deutschkenntnisse angeht: Klar, wer nach ein, zwei Jahren eine neue Sprache beherrscht, verdient Lob und Anerkennung. Aber wir sollten uns endlich daran gewöhnen, dass wir nicht blond und weiß und Hans Meyer oder Lieschen Müller heißen müssen, um Deutsch zu beherrschen. Und Lob für meinen beruflichen Weg? Von mir aus gerne. Aber doch bitte nicht, weil ich ein „Migrantenkid“ bin!

Sehr viele Menschen hängen noch einer alten Vorstellung an: Man wird an einem Ort geboren, wächst dort auf, verbringt sein Leben dort, altert dort, stirbt dort, wird dort begraben. Und tatsächlich: Die Menschen ziehen heute zwar öfter um, aber die allermeisten bleiben immerhin doch ihr Leben lang in dem Land, in dem sie geboren wurden. Das zeigt die Statistik.

Doch die Welt verändert sich: Globalisierung, wirtschaftliche Erfordernisse, Krieg, Verfolgung, Unterdrückung und Not bringen immer mehr Menschen dazu, sich neue Ziele zu suchen, woanders hinzuziehen, vom Dorf in die Stadt, in ein anderes Land, in einen anderen Kontinent, manchmal von einem Ende der Welt ans andere. Noch nie waren so viele Menschen in der Welt unterwegs von einem Ort an den anderen. Etwa eine Viertelmilliarde Menschen leben in Ländern, in denen sie nicht geboren wurden.

Immer mehr Menschen fragen sich also: Wann bin ich angekommen? Wann gehöre ich dazu? Wann muss ich mich nicht mehr erklären? Wann muss ich mir nicht mehr anhören: „Geh doch dahin zurück, wo du herkommst!“? Und wir werden häufiger denn je gezwungen sein, darüber nachzudenken: Wie heißen wir diese Menschen willkommen? Wie setzen wir Grenzen, ohne an Verständnis und Empathie einzubüßen?

Meine Eltern haben sechzehn Jahre lang gegen die Abschiebung aus Deutschland gekämpft, für die deutsche Staatsbürgerschaft. Die Behörde sagte uns: Ihr seid geduldete Ausländer! Geduldet, das klingt wie: eine Belastung für die Allgemeinheit! Wie: Wir ertragen euch nur, aber willkommen seid ihr nicht!

Dass wir geblieben und in Deutschland angekommen sind, liegt daran, dass es Menschen gab, die unser Ankommen erleichterten. Sie wurden Freunde und schrieben Petitionen, sammelten Unterschriften, halfen, stützten, kämpften. 1990 bekamen wir unerwartet die deutschen Pässe. Das offizielle Dokument, dass wir angekommen sind. Wahrhaben wollen das viele Menschen trotzdem nicht.

Foto Jens Rissing / DER SPIEGEL



Hasnain Kazim schreibt seit 2004 für SPIEGEL ONLINE und den SPIEGEL, seit 2009 als Auslandskorrespondent mit Stationen in Pakistan, der Türkei und derzeit Österreich. Er ist Verfasser von vier Büchern, sein neues Buch erschien 2018 unter dem Titel: „Post von Karlheinz. Wütende Mails von richtigen Deutschen – und was ich ihnen antworte.“

Mein Zimmer, dein Zimmer, unser Zuhause



Text & Fotos Karl Grünberg

In vielen Großstädten können Geflüchtete nicht aus den Unterkünften ausziehen, weil sie einfach keine Wohnung finden. In Berlin hat Mareike Geiling bereits 2014 eine Initiative gegründet, die Betroffene in WGs vermittelt. Wie dieses WG-Leben funktioniert, wer das möglich gemacht hat und was Neuzugezogene und Alteingesessene voneinander lernen können. Ein Bericht.

Zwei junge Frauen. Sie lachen. Sie schauen sich an. Sie haben sich etwas zu erzählen. Die eine klein, die andere groß. Die eine leiser, die andere lauter. Die eine schmunzelt, während die andere losprustet. Beide sitzen an einem Küchentisch, den sie sich teilen, in einer Wohnung, die sie sich teilen. Und obwohl sie ihren Alltag teilen, Klo, Dusche und Küche, könnten sie unterschiedlicher kaum sein.

Antonia kommt aus Berlin und hat eine sichere Zukunft vor sich. 23 Jahre ist sie alt und hat eben ihren Bachelor in Physik gemacht. Jetzt hängt sie einen Master hinten dran und hat neben der Physik noch die Philosophie dazugenommen. Selbstbewusst wirkt sie, aber auf eine lockere Art. Sie wird ihren Weg gehen. Auf eine wie sie hofft die Wirtschaft, wartet die Forschung. Was soll jetzt noch schiefgehen?

Nyima hat Angst, wenn es an der Tür klingelt

Bei Nyima wiederum kann alles schiefgehen. Sie weiß nicht, was der nächste Monat bringt oder was nächstes Jahr sein wird. Sie hat Angst, wenn es an der Tür klingelt. Hat Angst, dass die Polizei davorsteht, sie mitnehmen und sie abschieben könnte.

Nyima kommt aus Gambia. Das ist ein kleines westafrikanisches Land, das bis vor kurzem von einem Diktator beherrscht wurde. Antonia wiederum musste Gambia erst einmal googeln, weil sie keine Vorstellung hatte, wo es liegt und wie es dort ist. Es ist ein Land, das etwas gegen Journalisten hat, die kritisch recherchieren. Eine Journalistin, wie Nyima eine war.

„Wir waren nichts wert, wurden verhaftet und eingesperrt“, sagt Nyima. Sie hat politisches Asyl beantragt. 2015 war das. Erst lebte sie drei Jahre in Baden-Württemberg, in einer Sammelunterkunft für geflüchtete Menschen und dann in einer Einliegerwohnung.

Doch im stillen Lörrach hielt die junge Frau es nicht aus. Sie wollte etwas aus ihrem Leben machen. Deswegen, und weil sie besser war als ihre Mitbewerberinnen und -bewerber, zog sie nach Berlin.

„Erst waren es 80 Bewerber, dann 20, dann acht, dann vier. Workshops, Prüfungen, Einzelgespräche. Ich war so aufgeregt, ich habe es niemals für möglich gehalten, doch sie haben mich genommen“, sagt sie. Nyima macht bei einem Radio- und Fernsehsender eine crossmediale Ausbildung und lernt, wie sie wieder eine Journalistin sein kann, diesmal auf Deutsch.

„Heim ist Stress“

Doch wo sollte sie wohnen? In kleineren Städten haben es die Verwaltungen geschafft, Geflüchtete raus aus den Sammel- und Gemeinschaftsunterkünften und in eigene Wohnungen zu bringen. Das ist günstiger für das Land, das gibt den Menschen Würde und ist die beste Möglichkeit anzukommen.

In den Großstädten klappt das häufig nicht. Bezahlbarer Wohnraum ist knapp. Wie viele Menschen in den verschiedensten Unterkünften leben, darüber gibt es keine deutschlandweiten Zahlen. Doch Schätzungen gehen von 100 000 bis 200 000 aus. Allein in Berlin sind es laut Landesamt für Flüchtlingsangelegenheiten 20 685 Menschen. „Heim ist Stress“, sagt Nyima. „Ich konnte nicht lernen, weil es so laut war. Ich konnte nicht schlafen, weil viele noch telefoniert haben.“

Antonia und Nyima. Die beiden sitzen an diesem hölzernen Küchentisch in dieser Altbauwohnung im Berliner Bezirk Prenzlauer Berg, trinken Tee, essen Kuchen, als ob es das Normalste der Welt wäre. Auf dem Kühlschrank haften Magnetwörter. Im Wohnzimmer wartet ein Klavier. Auf Antonias Schreibtisch steht ein Mikroskop. Und in Nyimas Zimmer

liegt ein Gebetsteppich auf dem Boden. Sie ist Muslimin, trägt ein Kopftuch, wie die meisten Frauen ihres Landes.

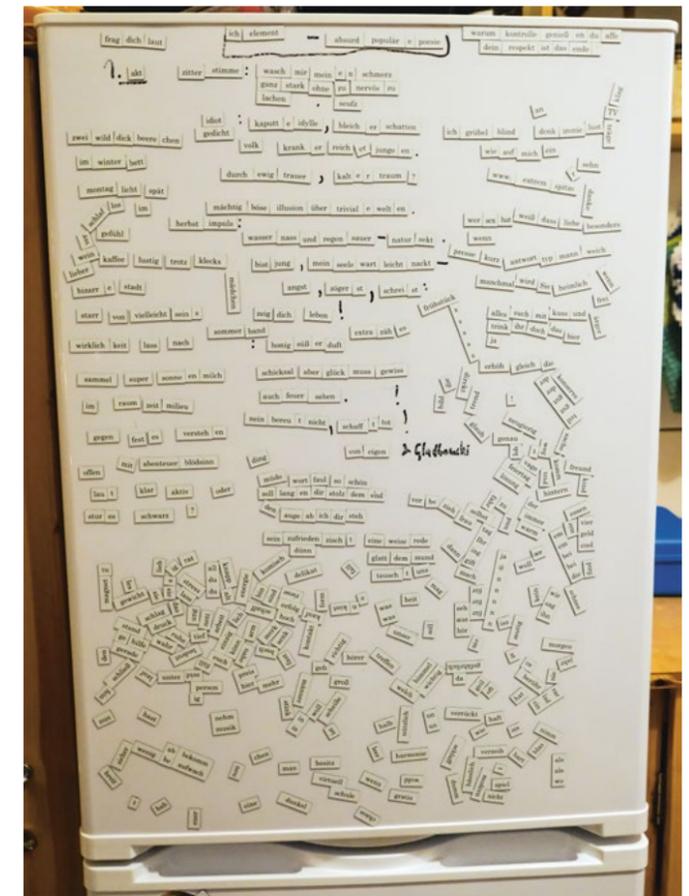
Dass die beiden überhaupt zueinander gefunden haben, liegt an der Initiative „Zusammenleben Willkommen“. Diese vermittelt geflüchtete Menschen in Wohngemeinschaften, kurz WGs. „In WGs ist ein ganz anderes Ankommen möglich. Der Geflüchtete macht seine Zimmertür auf und dann sind da Leute, die sprechen Deutsch, die kennen sich aus, die interessieren sich“, sagt Mareike Geiling.

Schnell kam das Geld zusammen

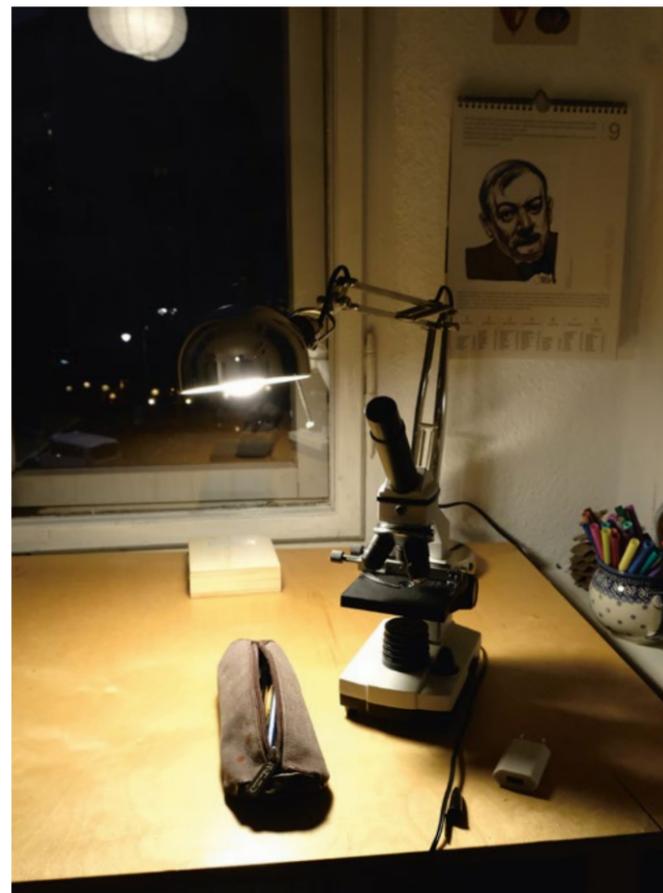
Sie hat die Initiative 2014 mitgegründet. Seitdem ist fast kein Tag vergangen, an dem sie sich keinen Gedanken gemacht oder keine Arbeitsstunde in das Projekt investiert hat. Wenn man mit ihr telefoniert, merkt man an ihrem energischen Tonfall, wie wichtig ihr das alles geworden ist.

Herbst 2014, da ging Mareike Geiling als Dozentin nach Kairo. Es war auch die Zeit, als der Syrien-Krieg mehr und mehr eskalierte. Hunderttausende Menschen suchten Schutz in den Nachbarländern und ebenso viele Menschen kamen nach Europa und nach Deutschland. Damals wurde Mareikes Zimmer in ihrer WG frei. Sie und ihr Partner entschieden sich, keine Anzeige bei wg-gesucht.de zu schalten, sondern einen Geflüchteten aufzunehmen. Sie wollten auch etwas tun, wie Mareike sagt. Für die Kosten des Zimmers starteten sie eine Crowdfunding-Aktion unter Freundinnen und Freunden.

Innerhalb kurzer Zeit kam das Geld zusammen. Dann zog Bakary aus Mali ein. Doch mit Bakary hörte es nicht auf. Aus dieser eher spontanen Idee entstand eine Internetplattform. Auf der einen Seite gab es viele Geflüchtete, die dringend nach einem Zimmer suchten, die raus aus der Flüchtlingsunterkunft



Nyima lebt seit elf Monaten in einer WG in Berlin. Sie fühlt sich dort zu Hause. „Das ist meine Zuflucht, da steht mein Bett. Da ist der Schrank mit meinen Büchern“, sagt sie.



„Wenn ich die Tür zumache, habe ich meine Ruhe. Wenn ich sie aufmache, ist da jemand, den ich mag.“

wollten. Auf der anderen Seite lauter Menschen, die jemanden aufnehmen konnten und auch wollten.

Woche für Woche wurden es auf beiden Seiten mehr. Spenden kamen herein. Sie gründeten einen Verein. Die Presse berichtete deutschlandweit und international. Und Mareike Geiling hatte von jetzt auf gleich jede Menge zu tun. Sie musste sogar aussortieren, wem sie ein Interview geben konnte und wem nicht. So wenig Zeit hatte sie. Gleichzeitig gründeten sich in 16 Ländern auf der Welt ähnliche Initiativen, darunter Australien, Kanada, aber auch Ungarn und Polen.

Doch wie genau funktioniert das „Matching“ von WG und Geflüchteten? Wie kamen Antonia und Nyima zusammen?

Wer sich als WG auf der Plattform anmeldet, wird in mehreren Gesprächen einem Check unterzogen. Da gehe es darum, falsche Erwartungen oder Motivationen zu entdecken. Wer übergroße Dankbarkeit erwartet, kann enttäuscht werden. Wer erwartet, dass da jemand komme, den man noch erziehen müsse, kann enttäuscht werden.

„Insgesamt sollte der neue Mitbewohner als eigenständig handelnde Person gesehen werden“, sagt Mareike Geiling. „Sie dürfen kommen, gehen, mitbringen wen oder kochen, wann und was sie möchten. Wie ein gleichberechtigter Mitbewohner eben.“ Alles andere kläre sich, wie man das aus normalen Wohngemeinschaften kennt. Mal sind die einen ordentlicher, mal die anderen, mal beide gleich ordentlich oder dreckig. Man könne als WG auch angeben, ob man sich eher eine Frau oder einen Mann vorstellt.

Antonia machte keine Einschränkungen. Und Nyima brauchte dringend ein Zimmer. Zuerst telefonierten sie, dann trafen sie sich in einem Café, dann zeigte Antonia ihr das Zimmer und heute steht Nyima darin und kann sagen: „Das ist meine Zuflucht, da steht mein Bett, da ist mein Schrank



Nyima macht eine crossmediale Ausbildung bei einem Radio- und Fernsehsender. Doch was der nächste Monat bringt oder was nächstes Jahr sein wird, weiß sie nicht.

mit meinen Büchern. Da ist die Tür, die kann ich aufmachen oder zumachen. Wenn ich sie zumache, habe ich meine Ruhe. Wenn ich sie aufmache, ist da jemand, den ich mag.“

Richtig angekommen, richtig aufgenommen fühlt sie sich aber noch nicht. Ihr Asylverfahren hängt in der Schwebe. Einen negativen Bescheid hat sie schon bekommen. Sie hat Einspruch eingelegt. Das Problem: Der alte Diktator in Gambia ist abgetreten, es gab Wahlen und damit einen neuen, demokratischen Präsidenten. „Die Strukturen dahinter, Polizei und Geheimdienste, sind immer noch dieselben“, sagt Nyima. Sie kenne andere Menschen aus Gambia, die in Deutschland ihre Ausbildungen machen, zur Schule gehen und plötzlich von der Polizei abgeholt und in den Flieger gesetzt werden. Das macht ihr Angst, deswegen macht sie die Tür nicht auf, wenn es klingelt.

Auch für Mareike Geiling ist die Projektarbeit nicht immer einfach gewesen. Sie erinnert sich, wie nach der ersten Euphorie die große Ernüchterung eintrat. Das politische Klima in Deutschland hatte sich geändert. All das führte dazu, dass sich kaum noch

WGs bei der Initiative meldeten, dass niemand mehr spendete. Gleichzeitig begannen die Drohungen von rechtsradikaler Seite. Sie wurden beschimpft und angefeindet.

Heute hat sich die Arbeit normalisiert. Sie vermittelt pro Monat circa fünf Menschen an WGs. Das soll wieder mehr werden. Dazu haben sie aktuell eine Förderung der SKala-Initiative erhalten und konnten so Leute einstellen, die das Projekt wieder bekannter machen sollen. „Der Bedarf ist ja da“, sagt Mareike Geiling. Erfolgsgeschichten gäbe es auch viele. WGs, die bei der Arbeitssuche unterstützen. WGs, die halfen einen Studienplatz zu finden. WGs, die sich beim Deutschlernen mit an die Hausaufgaben setzten. Und wenn es mal nicht klappt? Dann sei das wie in einer normalen WG. Dann zieht man wieder auseinander.

Bei Antonia und Nyima scheint es geklappt zu haben. Dafür, dass sie vor einem Jahr noch nicht einmal wussten, dass es die jeweils andere gibt. Heute, knapp elf Monate später, weiß Antonia, dass Nyima wunderbar kochen kann, nur leider viel zu scharf für ihren Geschmack, mit zu viel Chili und Knoblauch. Und Nyima weiß jetzt, wie in Antonias Familie Weihnachten gefeiert wird, was ein Adventskalender ist und wie schön ein Weihnachtsbaum sein kann. „Ich war der Ehrengast in der Kirche und bei Antonias Familie. Alle wollten mir die Hand schütteln und mehr von mir erfahren“, sagt Nyima.

Man könnte Antonia und Nyima noch lange zuhören. Wie Antonia beeindruckt davon war, dass Nyima das Fasten zu Ramadan durchgehalten hat. Wie viel Nyima lernt und arbeitet. Dass Antonia Vegetarierin ist, was für Nyima wiederum gewöhnungsbedürftig war.

Drei Fragen an ...

Sabine Hollands, Leiterin der Wohnraumvermittlung der Diakonie

2015 gab es viel Solidarität für die Menschen, die neu in Düsseldorf angekommen sind. Hat sich das auch bei Vermieterinnen und Vermietern gezeigt? Auf jeden Fall! Als unsere Wohnraumvermittlung 2015 begann, gab es eine große Bereitschaft, Wohnraum zur Verfügung zu stellen. Dass wir dabei vermittelt haben, kam gut an: Wir haben viele positive Rückmeldungen von Vermieterinnen und Vermietern bekommen, manche haben uns später noch eine zweite oder dritte Wohnung zur Vermietung angeboten. Leider ist die Bereitschaft, Wohnungen an geflüchtete Menschen zu vermieten, zurückgegangen. Dabei ist der Bedarf nach wie vor riesig.

Woran liegt das? Zum einen sind die Mietpreise sehr hoch, zum anderen gibt es sehr viele Familien mit drei bis vier Kindern unter den Geflüchteten, und für die gibt es einfach nur sehr wenige geeignete Wohnungen in Düsseldorf. Große Probleme haben auch alleinstehende männliche Geflüchtete. Auch außerhalb der Flüchtlingsunterkünfte gibt es viele Menschen, die eine Wohnung suchen – zum Beispiel Menschen, die bei Freunden untergekommen sind, dort aber nicht weiter wohnen können. Alle drängen auf den ohnehin angespannten Wohnungsmarkt.

Wenn ich jetzt sage: Ich will was tun, ich will eine Wohnung an Geflüchtete vermieten: Wie geht das am Besten? Wer eine Wohnung frei hat, kann das beim Wohnungsamt melden. Wir klären dann ab, welche Vorstellungen die Vermieterin oder der Vermieter hat und für wen die Wohnung geeignet sein könnte. Wenn beide Parteien sich miteinander wohlfühlen, helfen wir beim Ausfüllen der notwendigen Papiere. Natürlich sind wir auch nach Abschluss des Mietvertrages und nach dem Einzug für beide Seiten ansprechbar, sollte es Fragen oder Probleme geben. Was aber sehr selten vorkommt. Denn dank unserer Sprach- und Kulturmittlerin im Team können wir mögliche Missverständnisse schnell klären.

Zusatzinfo Die Wohnraumvermittlung konnte dank großzügiger Spenden des Düsseldorfer Unternehmers Hartmut Haubrich und der Haubrich Stiftung ins Leben gerufen werden. Wer Geflüchteten helfen und eine Wohnung in Düsseldorf zur Verfügung stellen will, kann sich melden bei Sabine Hollands per Mail an sabine.hollands@diakonie-duesseldorf.de.

Niederösterreich viel Zeit mit Warten verbracht, erst im Oktober des nächsten Jahres fand das Interview zum Asylverfahren statt, Anfang März des übernächsten Jahres bekam er den positiven Bescheid. Neun Monate arbeitete er ehrenamtlich bei der Caritas, lernte Deutsch, inzwischen ist er als Stubenmann im magdas Hotel angestellt. Es gefalle ihm, sagt er. „Ich habe einen Job, ich habe die Sprache gelernt.“ Aber auch das ist es wohl: eine Zwischenstation. Er war in Afghanistan Verkäufer, hat als Elektriker gearbeitet, möchte in Wien eine Ausbildung zum Elektrotechniker machen.

„Wir wollen, dass die Leute kommen, weil sie sich wohlfühlen, nicht weil sie ein soziales Projekt besuchen.“

Eine gute Balance zwischen sozialem Engagement und wirtschaftlichem Arbeiten

„Wir schauen nicht, was Geflüchtete alles noch nicht können, sondern was sie alles schon können“, sagt Sarah Bárci. Sich in unterschiedlichen Kulturen auszukennen, verschiedene Sprachen zu sprechen – „das ist super für einen Hotelbetrieb“. Und dennoch: Im ersten Jahr des Betriebs habe man vielleicht ein bisschen zu viel Fokus „auf sozial“ gelegt. Man habe die Balance wieder herstellen müssen zum „Business“, das ebenfalls im Namen des Wirtschaftskonzeptes steckt, das sich magdas zu eigen gemacht hat. Es geht zurück auf den bengalischen Ökonomen Muhammad Yunus, der für die Entwicklung von Mikrokrediten den Friedensnobelpreis bekam. Grundidee: Nicht Gewinnmaximierung soll Zweck eines Unternehmens sein, sondern die Lösung von sozialen oder Umweltproblemen. Bedeutet: Falls es Gewinne geben sollte, werden diese reinvestiert. So ist das Hotel Teil der von der Caritas gegründeten Service GmbH, die auch andere Projekte betreibt, etwa Großküchen, eine Kantine, eine Recycling-Firma oder ein Design-Unternehmen. Jeder einzelne Bereich muss sich selbst tragen. Das magdas Hotel schafft das inzwischen. Und das war auch ein Lernprozess. Waren anfangs fünf Hotelexpertinnen und -experten und 20 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit einer Fluchtgeschichte in dem Haus beschäftigt, hat sich das Verhältnis immer mehr verschoben. Heute arbeiten 15 Fachleute mit 20 Geflüchteten zusammen, darunter sind 13 Lehrlinge. Von denen, die eine Ausbildung machen möchten, wird inzwischen erwartet, dass sie grundlegende Deutschkenntnisse mitbringen. Den Betrieb aufrecht erhalten und die Lehrlinge gut betreuen – das könne nur

so garantiert werden, sagt Bárci. Die Zeit gibt ihrer Ansicht recht. In diesem Sommer hat der erste Auszubildende seine Abschlussprüfung bestanden. Doch wer noch Hilfe braucht, dem wird auch geholfen. Es gibt Kurse, in denen fachspezifische Begriffe geübt werden, die magdas-Lehrlinge für ihre Ausbildung zur Köchin oder zum Koch, zur Restaurant- oder Hotelfachkraft brauchen. Eine Sozialberatung, die sich intensiv mit Mitarbeitenden befasst, wenn es Probleme gibt: wenn sie Schulden haben, wenn sie eine Wohnung suchen, bei Behördengängen.

Mit denen, die an der Rezeption arbeiten, werden schon mal Ausflüge gemacht in den ersten Bezirk, damit sie auf die Bedürfnisse der Touristen eingestellt sind, deren Fragen beantworten können – wie kommt man vom Ste-

phansdom in den Volkspark oder von der Hofburg ins Burgtheater? Jankin kennt sich an einigen Orten in der Welt aus und mittlerweile auch in Wien. Er ist 18 Jahre alt, macht seit einem Monat eine Lehre im magdas Hotel. Angekommen in Österreich ist er im Juni 2015, als Jugendlicher ist der Kurde aus dem syrischen Aleppo über die Türkei nach Österreich geflüchtet. Was am schwersten war? „Ich war ganz alleine“, sagt er leise. Zum ersten Mal getrennt von der Familie, in einem Land, in dem ihn zunächst kaum jemand verstanden hat. Kurdisch ist seine Muttersprache, auch Türkisch beherrscht er, Persisch hat er mit Freunden in Österreich geübt und gesprochen, Arabisch sei schwer zu lernen, sagt er, deshalb sei er besonders stolz, dass er es spreche, Englisch könne er – und Deutschkurse braucht er inzwischen auch nicht mehr.

Für Jankin läuft es. Und für das Hotel auch. Waren zu Beginn meist nur die Hälfte der Zimmer belegt, liegt die Auslastung mittlerweile bei drei Viertel – auf dem gleichen Niveau, das der Wiener Tourismusverband für alle Unterkünfte der Stadt für das vergangene Jahr erfasst hat. Die Zeit der Bewährung hat das Projekt geschafft. Die erste Genehmigung für die Zwischennutzung des ehemaligen Seniorenheims ist vorüber, in diesem Sommer bewilligte die Wiener Baupolizei den weiteren Hotelbetrieb. magdas ist angekommen.

* Vgl. mediendienst-integration.de

Mehr Informationen zum Hotel unter: www.magdas-hotel.at



Viele der Pflanzen im Eingang des Hotels sind Spenden aus der Nachbarschaft. Ali ist als Stubenmann im magdas Hotel angestellt. „Dass er sich in unterschiedlichen Kulturen auskennt, ist super für den Hotelbetrieb“, sagt Mitarbeiterin Sarah Bárci.



Das Wahlpflichtfach



Für viele Neuzugezogene ist das Gesundheitssystem in Deutschland eine große Herausforderung. In Düsseldorf begleiten Studierende Geflüchtete deshalb zum Arzt. Wir geben Einblick in ein Projekt, das bereits mehrfach ausgezeichnet wurde.

Text Christoph Wand Fotos Bernd Schaller

An Krebs erkrankt, fünf Kinder zwischen drei und elf Jahren, neu in einem fremden Land: Als Amina Deeb vor vier Jahren nach Düsseldorf kam, stand ihr ganzes Leben auf der Kippe. Aber die Flucht nach Deutschland war ihre einzige Hoffnung: darauf, dass man hier bessere Möglichkeiten hätte, den Krebs zu bekämpfen; darauf, dass sie nicht von ihren Kindern getrennt würde, wie das wohl in ihrem Heimatland Libanon passiert wäre.

Beide Hoffnungen haben sich erfüllt. Amina Deeb kann in Düsseldorf ambulant behandelt werden, ihre Kinder sind mittlerweile alle in der Schule. So kann sie weiterhin mit ihren fünf Töchtern zusammenwohnen. Ihre Krebserkrankung ist zwar nach derzeitigem Stand nicht heilbar, aber sie kann bekämpft werden. Amina Deeb strahlt – trotz ihres Schicksals. Dass sie das kann, hat sie zu einem großen Teil der Medizinischen Hilfe für Flüchtlinge, kurz Medidus, zu verdanken, einer Initiative der Fachschaft Medizin an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Der Kern des Projekts: Medizinstudenten und -studentinnen begleiten geflüchtete Menschen bei Arztbesuchen – seltener alleine, wenn sie selbst die Sprache der geflüchteten Menschen sprechen, öfter zusammen mit Ehrenamtlichen, die dolmetschen. Für die Ärztinnen und Ärzte ist das manchmal etwas ungewohnt, wenn gleich drei Menschen zum Termin auftauchen. Aber so gibt es eine Chance, dass die Patientin oder der Patient auch versteht, was von ärztlicher Seite gesagt wird, und umgekehrt, dass die Ärztin oder der Arzt auch versteht, welche Krankheitsgeschichte und welche Beschwerden es gibt.

Für viele Menschen, die neu in Deutschland sind, ist das Gesundheitssystem in Deutschland eine große Herausforderung. So gut es auch im Vergleich zu vielen anderen Ländern ist: Es ist anders als im Heimatland. Und es ist kompliziert. „Eine Gesundheitskarte oder ein Hausarztssystem gibt es im Libanon zum Beispiel nicht“, erklärt Thaer Aburamsah. Der Medizinstudent, der selbst vor acht Jahren aus Syrien nach Deutschland kam und deshalb fließend Arabisch spricht, steht kurz vor dem Staatsexamen und begleitet abwechselnd mit anderen Studentinnen und Studenten Amina Deeb zu ihren Terminen. „Wenn man im Libanon oder in Syrien nicht viel Geld hat, geht man ins Krankenhaus, das ist die einzige Chance auf eine bezahlbare oder kostenlose Behandlung.“

Die Notaufnahme war 2015 oft völlig überfüllt

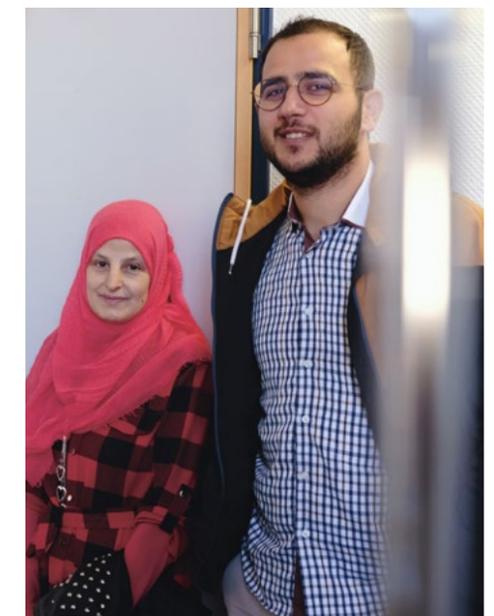
Aus diesem Grund sei Medidus entstanden, erklärt Long Tang vom Koordinationsteam der Medizinischen Hilfe für Flüchtlinge. „Die Notaufnahme der Uni-Klinik war 2015 oft völlig überfüllt. Viele geflüchtete Menschen kamen

dorthin, auch wenn sie vielleicht nur etwas Harmloses wie eine Erkältung hatten. Sie wussten einfach nicht, dass man hier damit erst einmal zum Hausarzt geht. Da haben wir gemerkt, dass wir was tun müssen.“ Neben den konkreten Begleitungen zum Hausarzt oder zur Fachärztin bietet Medidus mittlerweile auch Sprechstunden an, in denen sich Menschen beispielsweise Arztbriefe erklären lassen können. „Da haben ja schon viele Muttersprachler Probleme, die zu verstehen“, sagt Long Tang. Ärztlich beraten dürften die Studentinnen und Studenten zwar noch nicht, die medizinischen Fachbegriffe übersetzen und einordnen aber schon.

Auch Präventionsprojekte in den städtischen Unterkünften für geflüchtete Menschen haben die Studierenden schon angeboten, Hygieneschulungen zum Beispiel. Das sei besonders wichtig in den Zeiten gewesen, wo die Menschen noch in Sporthallen und anderen provisorischen Unterkünften untergebracht waren. Auch überhaupt ein Krankheitsbewusstsein zu entwickeln, sei für viele Menschen nicht selbstverständlich. „In manchen Herkunftsländern wird über den menschlichen Körper nicht gesprochen“, berichtet Long Tang. „Da können wir dann geschützte Umgebungen schaffen, wo zum Beispiel Frauen unter sich darüber reden können.“

All diese Arbeit geschieht ehrenamtlich, ist aber mittlerweile auch mit dem Lehrangebot an der Fakultät vernetzt. So können angehende Medizinerinnen und Mediziner die medizinische Hilfe als Wahlpflichtfach wählen – drei Begleitungen geflüchteter Menschen zum Arzt gehören dann obligatorisch dazu. Das Fach wird in Kooperation mit

Thaer Aburamsah kam vor sieben Jahren nach Deutschland. Heute begleitet der Medizinstudent Geflüchtete wie Amina Deeb zum Arzt.



„In manchen Herkunftsländern wird über den menschlichen Körper nicht gesprochen.“

Neben der Begleitung zur Hausärztin oder zum Hausarzt bietet Medidus mittlerweile auch Sprechstunden an, in denen sich Patientinnen und Patienten Arztbriefe erklären lassen können.



Mitarbeitenden der Diakonie angeboten, die interkulturelle Kompetenzen vermitteln oder Informationen zur sozialen Lage von geflüchteten Menschen geben. Weitere Wahlpflichtfächer wie „Arabisch für Mediziner“ und die „Gesundheitsakte für ausländische Mitbürger“ ergänzen das Lehrprogramm. Diese beiden Angebote hat Thaer Aburamsah führend mitentwickelt. Er leitet viele Seminare auch selbst.

Im Chat können die Betroffenen ihre Fragen stellen

Das Engagement der Studierenden ist so überzeugend, dass die Universität volle Unterstützung gibt, die Angebote in den Lehrplan zu integrieren. „Diese Strukturen helfen uns, unser Projekt langfristig zu etablieren“, sagt Long Tang. „Darum versuchen wir auch immer, neue Studentinnen und Studenten ins Koordinationsteam zu bekommen. Derzeit haben wir 15 Mitglieder in unserem Koordinationsteam, damit sich diese Arbeit auf vielen Schultern verteilt“, sagt Long Tang.

Kontakt zu den Geflüchteten bekommen die Studierenden meistens über die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter in den Unterkünften. Auch Amina Deeb kam so in Kontakt mit Medidus. „Die Mitarbeiterin der Diakonie hat erkannt, dass ich Hilfe brauchte, und mich dahin

vermittelt.“ Alle drei Wochen muss sie zur Therapie in die Uni-Klinik, und jedes Mal ist eine Studentin oder ein Student dabei. In einer Chat-Gruppe kann Amina Deeb immer Fragen stellen, wenn sie Hilfe braucht, oder die Studierenden erinnern sie an wichtige Arzttermine. Sie weiß genau, was diese Hilfe für sie bedeutet: „Wenn es die Medizinische Hilfe für Flüchtlinge nicht gäbe, wäre ich wohl nicht mehr bei meinen Kindern.“

140 begleitete Arztbesuche im Jahr 2018.
120 Studierende begleiten bei Arztbesuchen.
Anamnesebögen in acht Sprachen erarbeitet.
300 Studierende wählten eines der drei Wahlpflichtfächer.

Medidus wurde mittlerweile mehrfach ausgezeichnet, unter anderem von Bundeskanzlerin Angela Merkel mit dem startsocial-Preis für herausragendes Engagement. Mehr Informationen: www.medidus.de

Gehen

Text Marion Troja Fotos Gerald Biebersdorf

790 Syrerinnen und Syrer sind in den vergangenen zweieinhalb Jahren mit Unterstützung von Behörden freiwillig in ihre Heimat zurückgekehrt, weltweit waren es 35 000*. Gehen oder bleiben? Diese Frage stellt sich auch Ramin Zandnia, der davon träumt, eines Tages wieder in den Bergen seines Heimatlandes Iran wandern zu gehen. Die Zukunft von Ismail Ibrahim liegt dagegen nach der Flucht aus Syrien in Deutschland.

oder bleiben?

Regen, keine Berge – das war der erste Eindruck von Ramin Zandnia

Es gibt ein kurdisches Sprichwort: Wenn vor dir das Meer tobt und hinter dir die Flammen wüten, musst du da bleiben, wo du bist. Genau so fühlt sich sein Leben an, erklärt Ramin Zandnia. Er kann nicht vor und nicht zurück. Also wartet er. Darauf, dass die Welt eine andere wird und für ihn als einen aus dem Iran stammenden Kurden eine Heimat zu bieten hat. Während er wartet, lebt Ramin Zandnia mit seiner Frau Parvin, der 13-jährigen Tochter und dem 16-jährigen Sohn in einer kleinen Wohnung in Garath. Die bereits erwachsene Tochter hat keine Einreiseerlaubnis bekommen, sie wohnt bei ihren Großeltern im Iran und hat vor einem Monat geheiratet – ohne den Rest ihrer Familie.

Alles an diesem Mann ist korrekt: seine Frisur, seine Kleidung und sein höfliches und zurückhaltendes Auftreten. Er lernt Deutsch, möchte die B1-Prüfung schaffen, eine Ausbildung machen und Arbeit finden. Vielleicht als Busfahrer. Ramin Zandnia ringt um Worte, dekliniert und konjugiert hoch und runter und findet doch die passenden Satzteile nicht. Und dann kommt eine Aussage – fehlerfrei und mit Wucht: „Ein Lehrer, der nicht spricht, kann nicht Lehrer sein.“

Bis 2015 hat er mit großer Leidenschaft unterrichtet. Mathematik und Sport. Er hat sich in der Gewerkschaft engagiert und hatte alles, wie er sagt. „Eine Familie, einen Job, ein Haus und ein Auto.“ Und dann war plötzlich alles anders. Nach einem Gewerkschaftstreffen in der Türkei kam er zurück und wurde von der iranischen Behörde der Spionage beschuldigt. Auf Nachfrage und stockend beschreibt er, was damals passiert ist. Unterwegs im Auto mit seiner Frau, seiner Tochter und einem Freund wurden sie angehalten und verhaftet. Selbst das Kind musste stundenlang in einer Zelle ausharren, bis es in eine fremde Familie in Obhut gegeben wurde. 35 Tage wurde Ramin Zandnia festgehalten und gefoltert. Entlassen wurde er ohne seine Papiere. Er wusste, dass es noch nicht zu Ende sein würde. Ohne Pässe und zu Fuß flüchtete die Familie in den Irak zu Bekannten. Sechs Monate hielten sie sich versteckt, versuchten, über die internationalen Kontakte der Gewerkschaft Hilfe zu bekommen. Und schließlich schickte die deutsche Bildungsgewerkschaft GEW eine Einladung.

Über die Türkei kam Ramin Zandnia 2016 nach Deutschland. Später durften seine Ehefrau und die zwei minderjährigen Kinder durch Familienzusammenführung nachkommen.

Die Stationen kann er aufsagen wie im Schlaf: Frankfurt, Gießen, Dortmund, Kerpen, Düsseldorf. Regen, keine Berge. Das sind die Erinnerungen an die erste Zeit in dem neuen Land. Sein Vater habe immer von Deutschland geschwärmt. Von den guten Werkzeugen, die es

„Wenn vor dir das Meer tobt und hinter dir die Flammen wüten, musst du bleiben, wo du bist.“



dort gibt. „Made in Germany“. Niemals habe er damals gedacht, dass er dort einmal leben würde. Leben müsste. Ramin Zandnia beschwert sich nicht, betont, wie sehr ihm die Menschen helfen: das psychosoziale Zentrum in Düsseldorf, die medizinische Flüchtlingshilfe in Bochum. Es wird sich gekümmert um ihn. Auch um die Folgen von Folter und Flucht.

Doch er ist empfindsam. Heimweh und der Wunsch, sich mühelos verständigen zu können, umgibt diesen Mann wie eine Aura. Bei den Kindern sei das anders, sagt er. Der Sohn gehe gerne ins Schwimmbad, die Tochter könne gut Deutsch. Ihnen gefalle das Leben in Düsseldorf. Er selbst bleibt lieber in der Wohnung in Garath. Versucht, sich die Sprachregeln in den Kopf zu hämmern, und träumt davon, dass er irgendwann zurückgehen kann. Dass irgendwann kein Meer tobt und keine Flammen wüten.

Ismail Ibrahim macht eine Ausbildung zum Fitnesstrainer

Das Schlauchboot liegt in seiner Hand. Ismail Ibrahim steuert es mitsamt 20 Menschen von der türkischen Küste bis zu einer der griechischen Inseln. Er ist kein erfahrener Seemann, die Wahl fällt auf ihn, weil der 23-Jährige als Fotograf Bilder beim Wassersport gemacht hat. Das war vor dem Krieg in Syrien. 45 Minuten lang trägt er die Verantwortung über das Leben seiner Eltern, der beiden Schwestern und einer Gruppe von Männern, Frauen und Kindern, die er nicht kennt. Ismail hat ein kurzes, wackeliges Video von der Überfahrt auf seinem Handy. Die Küste ist in Sicht, es ist fast geschafft. Die Erwachsenen sitzen außen auf dem Rand, die Kinder, teilweise noch Babys, dicht gedrängt in der Mitte. Einige weinen, die anderen haben ernste Gesichter. Sie alle sind von Todesangst gezeichnet.

„Die ersten 30 Minuten waren wirklich gefährlich“, sagt er und lächelt. Er strahlt Optimismus aus. Irgendwann sei dann die griechische Küstenwache gekommen und habe ihr Boot bis zum Ufer begleitet. Das habe ihn sehr erleichtert. Die Flucht aus der nordsyrischen Stadt Kamishli kommt dem jungen Mann heute vor wie ein schlechter Traum. Er erinnert sich nicht so gerne an diese sechs Tage, in denen niemand von ihnen geschlafen hat. In denen sie nichts dabei hatten außer der Kleidung, die sie am

Körper trugen, etwas Wasser und fünf Tafeln Schokolade. Boot, Bus, Zug, zu Fuß, Bus, Zug, Bus. Wie Tiere seien sie in Kroatien vom Militär behandelt worden. Auch geschlagen. Die Männer saßen und standen in den Zügen auf dem Gang, die Frauen und Kinder quetschten sich in den Abteilen. Seine kleine Schwester habe die ganze Zeit kein einziges Wort gesprochen. Die Familie blieb zusammen, das sei für sie das Wichtigste damals gewesen. Das haben sie geschafft bis nach Düsseldorf.

„Die Familie blieb zusammen. Das war das Wichtigste damals.“



Ramin Zandnia und Ismail Ibrahim im Gespräch mit Alexandra Pfründer vom Welcome Point 01.

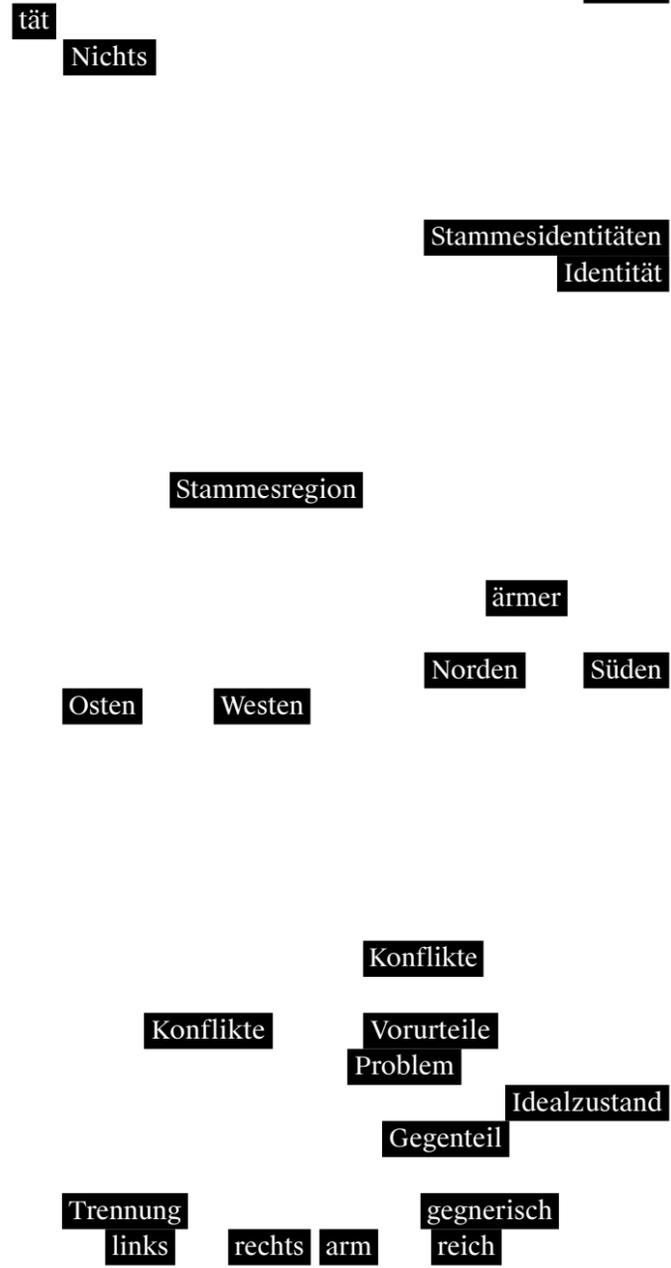
Drei Jahre später leben sie getrennt. Ismail Ibrahim wohnt in einer kleinen Wohnung am Worringer Platz. Die Familie hat eine Bleibe in Duisburg. Zu sich einladen möchte er den Vater, die Mutter und die Schwestern nicht, er findet sein Zimmer zu schäbig. Aber das wird sich ändern, da ist er sich sicher. Ismail Ibrahim ist Fitnesstrainer. Das heißt, er macht gerade eine Ausbildung zum Sport- und Gesundheitstrainer in einem Studio an der Grafenberger Allee. Damit geht für ihn ein Traum in Erfüllung, von dem er gerne erzählt. Schon immer habe er das machen wollen. Wie sein Vater und sein Onkel. Geräte, Freihanteln, Ernährungspläne. „Ich habe zuerst sechs Monate ein Praktikum in dem Fitnessclub gemacht und dann ein Jahr nach einem Ausbildungsplatz gesucht. Und den habe ich jetzt“, berichtet er. Seine Zukunft liege in Deutschland. Weder in Syrien noch in der Türkei, aus der sein Opa stamme, habe er so gute Chancen.

Seine Familie sieht das anders. Die Eltern hoffen darauf, dass der Krieg in Syrien ein Ende findet und sie zurückkönnen in ihre Heimat. Ismail Ibrahim will nicht über Politik sprechen, lieber darüber, wie er in den kommenden Jahren als Fitnesstrainer sein Leben gestaltet. Er wünscht sich eine eigene Familie, wenn er in die Zukunft blickt. Er möchte viel trainieren und besser essen. „Dann kaufe ich nur bio, das ist im Moment noch zu teuer für mich.“ Die ganze Chemie in der Nahrung sei schlecht für den Körper. Seine Chancen sind gut, davon ist der junge Mann überzeugt.

* Vgl.: www.dw.com

Ramin Zandnia und Ismail Ibrahim haben wir durch den Jugendmigrationsdienst der Diakonie kennengelernt. Ramin Zandnia hatte wegen seiner Kinder Kontakt zum Jugendmigrationsdienst aufgenommen. Der Jugendmigrationsdienst unterstützt junge Menschen zwischen 12 und 27 Jahren, die neu im Land oder schon länger da sind, wenn sie zum Beispiel Schwierigkeiten haben, sich einzuleben. Die Mitarbeitenden helfen den jungen Leuten auch, wenn es Probleme in der Schule oder auf der Arbeitsstelle gibt. Außerdem gibt es viele verschiedene Gruppenangebote, bei denen die jungen Menschen mit Gleichaltrigen aus Düsseldorf zusammenkommen können. Von dem Nachhilfeprojekt „Durchstarten!“ über spezielle Ferienangebote bis hin zu Tanz- oder Theaterprojekten, die in Kooperation mit Kultureinrichtungen wie dem tanzhaus nrw oder dem zakk in Düsseldorf entstehen. jugendmigrationsdienste.de/jmd/duesseldorf-zentrale

Getroffen haben wir Ramin Zandnia und Ismail Ibrahim im Welcome Point 01 in Düsseldorf. Die Welcome Points sind eine Anlaufstelle, in der sich geflüchtete Menschen, Nachbarinnen und Nachbarn und Ehrenamtliche begegnen können. Die Neuzugezogenen können in den Welcome Points außerdem Hilfe bekommen, etwa beim Deutschlernen oder beim Ausfüllen von Formularen. Die Mitarbeitenden beantworten Fragen von Anwohnerinnen und Anwohnern, entwickeln Kooperationen und koordinieren ehrenamtliche Hilfe. diakonie-duesseldorf.de/welcomepoints



die Beamten nach ihrer Ausbildung in eine ganz andere Region des Landes versetzt werden. Kann das auch in Deutschland funktionieren?

Realität Die Menschen in Botswana haben eine ganz andere Realität, als wir sie hier in Deutschland haben. Sie haben aus dem Nichts eine Nation kreieren müssen, während wir diese Entwicklung über Jahrhunderte hinweg vollzogen haben. Deshalb wäre es fehlgeleitet, dieses Beispiel nachahmen zu wollen. Was ich spannend finde, ist die Idee dahinter. In Botswana waren die Beamtentransfers nur eines von mehreren Instrumenten, um Stammesidentitäten aufzuweichen und durch eine von allen geleitete Identität zu ersetzen. Ein anderes war ein nationaler Zivildienst. Die Regierung hat gesagt: „Ihr müsst ein Jahr Zivildienst leisten, dürft das aber nicht in der Stadt, in der ihr groß geworden seid, machen, sondern müsst es in einer anderen Region eures eigenen Landes machen – und oft auch in einer anderen Stammesregion.“ Da könnte man sich alles Mögliche ausdenken in Deutschland. Man könnte innerhalb von Städten die Menschen aus einem sehr bürgerlichen Stadtteil für eine Zeit in einen etwas ärmeren Stadtteil bringen. Leute, die in der Stadt groß geworden sind, könnten eine Zeit aufs Land ziehen, vom Norden in den Süden, vom Osten in den Westen.

Ist es wirklich so einfach? Ist mehr Kontakt die Lösung?

Das ist alles andere als einfach. Man muss wissen, dass es in einer Welt, die den Kontakt institutionalisieren und politisch herbeiführen würde, wie ich es in meinem Buch vorschlage, immer noch sehr viele Konflikte geben würde. Es wäre aber doch etwas friedlicher, als wir das heute sehen, weil all die Konflikte, die auf Vorurteilen basieren, verschwinden würden. Aber das Problem ist ja: Wie kommt man dahin, also wie nähert man sich diesem Idealzustand an? Denn das wäre ja genau das Gegenteil von dem, was wir im Moment sehen, nämlich dass wir eine immer stärkere Trennung haben zwischen den gegnerischen Lagern, egal, ob links oder rechts, arm oder reich.

Gespräch Anne Wolf



Bastian Berbner ist Redakteur bei der Hamburger Wochenzeitung DIE ZEIT. 2019 wurde er für seinen im SZ-Magazin erschienenen Beitrag „Ich und der andere“ mit dem Egon-Erwin-Kisch-Preis ausgezeichnet. Mehr Informationen auf: www.hundert-achtzig.de

diakonien



Miteinander!

Ein neuer Anfang

Volker Tewes leitet das neue Tersteegen-Haus in Golzheim. Im Interview erklärt er, woran man schwarze Schafe in der Branche erkennen kann, was ein gutes Altenheim ausmacht und warum eine gute Atmosphäre immer auch ein Zeichen für Qualität ist.

Herr Tewes, wann kann es sinnvoll sein, in ein Pflegeheim zu ziehen?

Es gibt oft eine akute, ganz plötzliche Veränderung: Alte Menschen fallen zum Beispiel so unglücklich, dass sie sich den Oberschenkelhals brechen, oder sie bekommen einen Schlaganfall oder einen Herzinfarkt. Dann verschlechtert sich der Allgemeinzustand, der vorher schon altersbedingt eingeschränkt war, massiv. Wenn dann die eigenen vier Wände nicht altersgerecht ausgestattet sind, taucht schnell die Frage auf: „Wie geht es jetzt mit mir oder meinem Angehörigen weiter?“ Und dann gibt es diejenigen, deren Hilfsbedürftigkeit langsam immer weiter fortschreitet und deren bestehende Hilfen deshalb irgendwann an ihre Grenzen stoßen. Diese Gruppe sagt dann oft selbst: „Das geht nicht mehr, ich muss ins Pflegeheim.“

Was verbinden diese Menschen mit einem Umzug ins Pflegeheim?

Sie wollen Sicherheit, also Versorgungssicherheit: Im Heim wissen sie, dass sie gut versorgt werden und Hilfe bekommen – und zwar wann immer es nötig ist. Wenn die Angehörigen nicht mehr in der Nähe leben, die Freundinnen und Freunde verstorben sind und der einzige Kontakt am Tag der Pflegedienst ist, der aber auch nur für einen relativ kurzen Zeitraum kommt, dann fühlen sich viele Menschen einsam. Oft ist es auch so, dass diese Menschen ihre Wohnung nicht mehr selbstständig verlassen können – die sozialen Kontakte sind in diesem Fall erheblich reduziert. Im Pflegeheim können sie schnell wieder neue Menschen kennenlernen.

Es gibt aber auch Verlaufsformen einer Demenz, bei denen die Menschen noch ganz gut zurechtkommen, aber die Tagesstruktur fehlt. Dann brauchen diese Menschen ganz viele Impulse von außen, also jemanden, der sie an Dinge erinnert, wie etwa „Es ist 9 Uhr: Zeit aufzustehen“ oder „Ihr Hemd ist nicht zugeknöpft“ oder „Sie brauchen eine Jacke, wenn Sie nach draußen wollen“.

Und wie finde ich das passende Pflegeheim?

Es gibt ältere Menschen, die in die Nähe der Kinder ziehen wollen, weil diese eben mal vorbeikommen können, ohne eine lange Anfahrt zu haben. Aber den meisten Menschen ist es wichtig, in dem Quartier zu bleiben, in dem sie auch schon vorher gelebt haben. Denn dort sind die verbliebenen sozialen Kontakte, dort kennen sie sich gut aus. Die Vorstellung, noch mal ganz neu anfangen zu müssen, fällt vielen Menschen schwer. Im Café des Tersteegen-Hauses wollen wir deshalb Begegnung ermöglichen – zur alten Nachbarschaft, zur Kirchengemeinde, zu Freundinnen und Freunden. Wenn ein alter Mensch nicht mehr in der Lage ist, selbst rauszugehen, dann ist es unsere Aufgabe, diese gewohnten Strukturen zu uns ins Haus zu holen. Viele Veranstaltungen in unserem Haus bieten wir auch der Öffentlichkeit an, damit der rege Austausch mit den Nachbarinnen und Nachbarn bestehen bleibt.

Angenommen, ich habe einige Pflegeheime in meiner Nachbarschaft gefunden, die infrage kommen: Was sind dann die nächsten Schritte?

Ich empfehle immer, direkt in die Einrichtung zu gehen, um sich selbst vor Ort ein Bild zu machen und dort um ein

Beratungsgespräch zu bitten. Wenn ich als Leiter eines Pflegeheims ein solches Gespräch führe, versuche ich zuerst einmal herauszufinden, welche Probleme im konkreten Fall vorliegen und welche Lösungen passen könnten. Und manchmal ist es tatsächlich so, dass die Interessenten durch Verbesserungen ihres Wohnumfelds, wie etwa den Einbau eines Treppenlifts oder den Einsatz der Tagespflege, in ihre eigene Wohnung zurückkehren können. Dann bin ich nicht darüber traurig, dass sie nicht den Pflegeheimplatz nehmen, den ich gerade frei habe. Aber zurück zum Thema: Man sollte sich die Einrichtung genau anschauen. Ich glaube, dass Menschen sehr schnell mitbekommen, was für eine Atmosphäre in einem Haus herrscht: Werde ich bemerkt? Werde ich begrüßt? Spricht man mich an? Sind die Mitarbeitenden freundlich? Auch daran merkt man, ob das eine gute Pflegeeinrichtung ist oder nicht.

Gibt es weitere Kriterien, an denen man erkennen kann, dass eine Pflegeeinrichtung vielleicht nicht die richtige ist?

Das ist schwierig, weil das ja auch immer eine ganz persönliche Einschätzung ist. Aber es gibt Pflegeketten, die kleinere Unternehmen aufkaufen und dann mit bis zu 300 Einrichtungen am Markt sind. Diese Ketten haben einen





Anlagehorizont von fünf Jahren, das heißt: Ihr Ziel ist es, mit den Immobilien eine Rendite zu erwirtschaften. Über Tochtergesellschaften wird dann die eigentliche Pflege organisiert. Schwerpunkt ist also nicht der Mensch, der möglichst gut versorgt werden soll, sondern die Rendite. Deshalb gilt es herauszufinden, wie professionell gearbeitet wurde, also wie gut das Personal aus- und weitergebildet wurde. Oder wie kompetent die Einrichtungen mit Konflikten umgehen. Wenn Menschen gerne arbeiten, entwickelt sich diese Dienstleistungsmentalität.

Wie erleben die Menschen, die ihr Zuhause verlassen haben, den Umzug ins Pflegeheim?

Die Trennung von der Wohnung, in der sie wahrscheinlich sehr gerne gelebt haben, bedeutet eine enorme Herausforderung. Möglicherweise mussten sie auch das Eigenheim verkaufen, um den Pflegeplatz zu finanzieren. Es ist eine riesige Umstellung, sich an ein 20 Quadratmeter großes Zimmer zu gewöhnen. Wir sagen dann, dass es ja nicht nur die 20 Quadratmeter sind, sondern dass es auch einen Gemeinschaftsraum, eine Bibliothek und einen Garten gibt. Aber in der Wahrnehmung der Betroffenen müssen sie sich massiv verkleinern. Es gibt diejenigen, die froh

sind, weil sie jetzt nur klingeln müssen, und es kommt jemand, und es gibt die anderen, die sagen: „Oh, was für ein Verlust.“ Die Trennung von der Wohnung ist für sie wie ein kleiner Tod. In dieser Trauer reagieren die Menschen auch mit Rückzug oder mit Verärgerung. Für die Mitarbeitenden ist es wichtig, vorab zu wissen, dass das kommen kann und dass sich das nicht gegen sie richtet. Auf diese Weise können wir mit Konflikten in der Umzugsphase viel besser umgehen.



Das Tersteegen-Haus, das Volker Tewes leitet, bietet 90 Menschen ein Zuhause. Dazu gibt es 14 Kurzzeitpflegeplätze. Das Gebäude wurde vom Architekturbüro Baum-schlager Hutter Partners geplant. Im Haus gibt es einen Raum der Stille, gestaltet vom Bildhauer Markus Karstieß.

Mehr Informationen zu allen Angeboten der Diakonie rund ums Leben im Alter gibt es hier: www.diakonie-duesseldorf.de

Umzug ins Pflegeheim Ein Leitfaden

A

Unterlagen für den Einzug

- Anmeldebogen des Pflegeheims/Fragebogen für pflegende Angehörige
- Biografie-Bogen
- aktuelle ärztliche Atteste/Befunde
- Nachweis über den Pflegegrad von der Pflegekasse
- Rentenbescheide oder andere Vermögensnachweise
- ggfs. Heimnotwendigkeitsbescheinigung von der Pflegekasse
- ggfs. Überleitungsbogen vom Krankenhaus, der häuslichen Pflege oder der Kurzzeitpflege
- elektronische Gesundheitskarte
- Personalausweis
- Antrag auf Befreiung von GEZ-Gebühren
- Vorsorgevollmacht, falls vorhanden
- Patientenverfügung, falls vorhanden
- Schwerbehindertenausweis in Kopie
- Bescheinigung über die Befreiung von Rezeptgebühren

B

Kosten für die stationäre Pflege

Diese Kosten hängen vom gewährten Pflegegrad ab, der vom Medizinischen Dienst der Krankenkassen festgestellt wird.

Unterkunfts- und Verpflegungskosten Diese Kosten sind für alle Bewohnerinnen und Bewohner gleich – unabhängig vom bewilligten Pflegegrad. Hierunter fallen Kosten für die Reinigung des Zimmers, fürs Wäsche-waschen, für alle Mahlzeiten und die Miete für den Wohnraum.

Investitionskosten Ebenfalls unabhängig vom Pflegegrad; sie hängen vom Baujahr und den Instandhaltungsaufwendungen der Einrichtung ab. Die Kosten sind für die Werterhaltung des Gebäudes bestimmt.

Altenpflegeumlage In NRW tragen alle Einrichtungen und alle stationär oder ambulant versorgten Pflegebedürftigen gemeinsam die Ausbildungskosten für Menschen, die in der Pflege arbeiten.

D

Damit die Eingewöhnung schnell gelingt

Persönliche Gegenstände und kleinere Möbelstücke erleichtern das Einleben: Lieblingssessel, Kommode, Stehlampe sowie Fotos und Bilder. Am besten ist das Zimmer schon am Tag des Einzugs fertig.

C

Finanzielle Hilfe

Pflegewohnung Es gibt die Möglichkeit, die Investitionskosten durch das sogenannte Pflegewohnungsgeld abzudecken – ob es bewilligt wird, ist aber vom Einkommen bzw. Vermögen des Pflegebedürftigen abhängig.

Hilfe zur Pflege Wenn Vermögen und Einkommen des Pflegebedürftigen (und des Ehegatten oder ggfs. der Kinder) nicht ausreichen, um die Heimkosten zu decken, kann Hilfe zur Pflege beim Sozialamt beantragt werden.

Die Experten des sozialen Dienstes in den Pflegeeinrichtungen beraten umfassend zu allen Themen rund um das Leben im Pflegeheim.

Regelmäßige Besuche von Angehörigen, Freunden und früheren Nachbarn sind kurz nach dem Umzug besonders wichtig. Nahestehende Menschen können übrigens auch zu den Betreuungsangeboten im Heim eingeladen werden.

Wenn das Pflegepersonal weiß, welche Hobbys und Vorlieben eine Bewohnerin oder ein Bewohner hat, kann es individuelle Angebote machen. Dasselbe gilt für Vorlieben und Abneigungen beim Essen. Je mehr das Personal weiß, desto besser kann es auf persönliche Bedürfnisse eingehen.



Text Kira Küster Fotos Gerald Biebersdorf

Im letzten Winter

Jasmin und Patrick haben lange in einem Camp auf der Straße gelebt. Bis die Stadt ihnen und weiteren wohnungslosen Menschen zwei leer stehende Häuser zur Verfügung stellte. Ein Neuanfang?

Im vergangenen Winter sorgten die Zelte von zehn wohnungslosen Menschen, die aneinandergereiht in den Seitenpavillons des NRW-Forums standen, für Diskussionen in Düsseldorf. Die Frage war, ob sie dort bleiben dürfen oder nicht. Die Verantwortlichen bei der Stadt entschieden sich Anfang des Jahres dafür, dass das Camp bis zum Ende des Winters an diesem wind- und wettergeschützten Ort stehen kann, und fanden danach eine ungewöhnliche Lösung für dessen Bewohnerinnen und Bewohner: Die acht Männer und zwei Frauen zogen samt ihrer Hunde in zwei leer stehende, nicht vermietbare Häuser der Stadt in Düsseldorf-Hamm. Sozialarbeiter Markus Well von der Diakonie, der die wohnungslosen Menschen von Anfang an begleitet hat, erzählt: „Die Camp-Bewohner waren eine eingeschworene Gruppe, die gerne zusammenbleiben wollte, auch mit ihren Hunden. In den herkömmlichen Unterkünften geht das nicht, weil Männer und Frauen getrennt voneinander untergebracht werden und Hunde nicht erlaubt sind. Die zwei Häuschen mit kleinem Garten waren deshalb ideal für sie.“

Jasmin und Patrick bekamen als Paar das größte Zimmer in einem der Häuser. Sie haben sich ihr Zimmer mit einem Doppelbett und einer kleinen Sitzecke zweckmäßig, aber gemütlich eingerichtet. Individualität bekommt das Zimmer vor allem durch die von Patrick handgemalten großen Blumenornamente an der Wand und durch die Old English Bulldogge Berta, die meist tiefenentspannt auf der

Couch vor sich hin schnarcht. „Ohne sie hätte ich vieles in den letzten Monaten nicht geschafft“, sagt Jasmin, die den Hund im Alter von neun Monaten vor ihrem früheren Besitzer gerettet hat, der das Tier nicht gut behandelte. Und ohne Berta hätten sich Jasmin und Patrick nie kennengelernt: Als das Temperament des eigentlich friedlichen Hundes doch einmal mit ihm durchgegangen war und er einen plötzlichen Sprint einlegte, holte er Jasmin und den in der Nähe stehenden Patrick von den Beinen – der stürmische Anfang ihrer Beziehung.

Jasmin ist gut behütet bei ihren Eltern aufgewachsen. Daher war deren Trennung für sie ein großer Schock: „Das haben meine Eltern beim Abendessen verkündet. Dabei hatte ich nie mitbekommen, dass sie sich streiten oder dass etwas nicht stimmt. Ich konnte das einfach nicht fassen.“ Die Mutter zog relativ schnell aus, die damals 18-jährige Jasmin blieb beim Vater. Das Zusammenleben klappte jedoch nicht, und so landete sie irgendwann „auf Platte“, wie Jasmin immer sagt, wenn sie vom Leben auf der Straße erzählt. Trotz der Wohnungslosigkeit führte sie ihre Ausbildung als grafisch-technische Assistentin weiter – bis all ihre Sachen gestohlen wurden. Ohne Notebook und Kamera musste sie ihre Ausbildung ein halbes Jahr vor dem Abschluss abbrechen. Dann verliebte sie sich und wurde schwanger. Mit Freund und Kind zog sie in eine Wohnung, die ihnen Jasmins Mutter vermittelt hatte. Doch die Beziehung zerbrach, das Kind blieb beim Vater, denn er hatte einen Job und behielt die Wohnung. Jasmin landete wieder auf der Straße.

Patrick will nicht wieder an die falschen Leute geraten

Patrick ist im Hamburger Szene-Kiez St. Pauli aufgewachsen. Seine Mutter und seine Brüder leben noch immer im Norden. Der Kontakt zur Familie ist aber abgebrochen, und das geht für Patrick auch in Ordnung. Nach Hamburg



Ohne Hündin Berta hätten sich Jasmin und Patrick nie kennengelernt.

will er nicht zurückkehren: „In mein altes Umfeld zu kommen, das wäre zu risikoreich für mich. Da gerate ich vielleicht wieder an die falschen Leute, und die Resozialisierung kann ich dann vergessen.“ Patrick ist in der Vergangenheit mehrmals mit dem Gesetz in Konflikt geraten, hat seine Haftstrafen aber abgesessen. Die Zeit im Gefängnis will er hinter sich lassen; neu anzufangen ist jedoch nicht so einfach mit diesem gesellschaftlichen Makel, ohne Geld und ohne familiären Rückhalt. Ihm hilft, dass er Jasmin an seiner Seite hat, dass beide nicht mehr auf der Straße leben müssen und dass Patrick seine Leidenschaft für das Tätowieren professionalisieren will.

Die Tattoos auf seinem Körper erzählen die Geschichte seines Lebens

Gezeichnet hat er schon immer. Gerne auch Graffiti. Irgendwann hat er sich dann eine Tätowiermaschine zugelegt und angefangen, seine Zeichnungen auf Körper zu stechen. Bis auf einen haben sich alle anderen Bewohner der beiden WGs ein oder mehrere Tattoos von ihm stechen lassen. Sein eigener Körper erzählt unübersehbar die bewegte Geschichte seines Lebens. Ideen und Inspiration

für seine Motive holt er sich auf Youtube und bei Tattoo-Größen wie Randy Engelhard und Marco Pikass. Patrick hatte schon zwei Vorstellungsgespräche bei Tattoo-Studios, ein Meister will weitere Zeichnungen von ihm sehen.

Die Ziele für das nächste Jahr hat das Paar für sich klar: eine eigene Wohnung finden, einen Ausbildungsvertrag bei einem Tätowiermeister abschließen, Fuß fassen in den eigenen vier Wänden als Familie. Denn die beiden erwarten ein Kind, und für den Kleinen wollen sie gute Rahmenbedingungen schaffen. „Wir wollen, dass das erste Wort, das unser Sohn sagen wird, ‚Überflieger‘ ist“, sagt Patrick und lacht. Der gebrauchte, aber gut erhaltene Kinderwagen steht schon bereit, und auch eine schöne Wohnung in Bilk haben sich die beiden schon angeschaut. Der Vermieter will sich nach seinem Urlaub entscheiden.

Wie wichtig es ist, einen festen Wohnsitz zu haben, von dem aus man wieder eine Lebensperspektive aufbauen kann, zeigt sich auch bei ihren Mitbewohnern. Zwei von ihnen sind schon wieder ausgezogen, weil sie Wohnung und Arbeit gefunden haben. Ein Mitbewohner von Jasmin und Patrick hat gerade einen Job in der Gastronomie gefunden. Und auch für Jasmin und Patrick sieht es gerade viel besser aus als noch im letzten Winter.

Gesundheit!

Text Stefanie Eß
Foto Bernd Schaller

In den Tagesstätten der Diakonie bekommen wohnungslose Menschen auch medizinische Hilfe.

Je ein Teller mit belegten Häppchen und einem aufgespießten Rollmops sowie Schüsselchen voller Joghurt, Honig oder Wassermelone tummeln sich zwischen Kaffeetassen und Gläsern mit frisch gemixter Bananenmilch auf einem kleinen Tisch im Shelter. Daran sitzen Hans-Peter Häusler* und Joachim Meier*, der in aller Ruhe ein hartgekochtes Ei schält. „Das Essen ist lecker hier. Wichtiger ist aber das Drumherum. Hier kriegst du mehr. Die Leute schauen dich an und reden mit dir“, sagt er.



Das „Gesunde Frühstück“ ist Teil des Projekts gesund.zeit.raum für wohnungslose und sozial benachteiligte Menschen. Kai Lingenfelder, Leiter des Projekts, weiß genau, was Joachim Meier meint: „Hier bekommen die Gäste nicht nur Lebensmittel, sondern ein liebevoll hergerichtetes Frühstück, Ruhe und Gesellschaft.“ Beim wöchentlichen Gesunden Frühstück im Shelter, einer von drei Tagesstätten für wohnungslose Menschen der Diakonie, gibt es dieses Stückchen Normalität, ein Miteinander in angenehmer Atmosphäre und das Gefühl dazuzugehören. Diese sozialen Aspekte sind für die Besucherinnen und Besucher ähnlich wichtig wie physische und psychische Beschwerdefreiheit. Und beides fehlt im Alltag, was thematische Studien und die wissenschaftliche Begleitung des Projekts durch die Hochschule Düsseldorf belegen.

Demnach sind Menschen ohne Wohnung statistisch öfter krank als Menschen mit festem Wohnsitz. Häufig sind mangelnder Schutz gegenüber der Witterung, schlechte Ernährung und gesellschaftliche Ablehnung der Grund. Die fehlende Möglichkeit, sich körperhygienisch auf Arztbesuche vorzubereiten, Scham oder eine fehlende Kranken-

versicherung können eine Genesung verzögern oder sogar verhindern.

Bedürfnisgerechte ärztliche Versorgung ist deshalb ein Baustein von gesund.zeit.raum, der die Begleitung durch die Sozialarbeit ergänzt. Langfristig soll die Wirkung des Projekts allerdings über medizinische Grundversorgung hinausgehen. Haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende helfen den Gästen ihr Bewusstsein für die eigene Gesundheit zu stärken, wieder Mut zu finden, für das eigene Wohlbefinden einzutreten und einen Weg zurück in die Regelsysteme der Gesundheitsversorgung einzuschlagen.

Ermöglicht wurde das Projekt durch eine großzügige Spende des forschenden Pharmaunternehmens Janssen-Cilag GmbH, das auch regelmäßig Mitarbeitenden erlaubt, ihren Arbeitsplatz temporär gegen einen Platz hinter der Theke des Shelters einzutauschen. „Wir machen aber nicht nur Frühstück hier. Wenn Zeit ist, setze ich mich immer zu den Gästen. Die haben so viel zu erzählen und eine andere Sicht auf so vieles“, erzählt eine Freiwillige.

Und gerade dieses ehrliche Interesse ist ein Grund, warum ein Mensch wie Joachim Meier immer wieder gerne zum Gesunden Frühstück kommt. Da ist jemand, der ihm zuhört, wenn er mit leiser Stimme über seine künstlerische Tätigkeit oder die Freude am Gitarrespielen erzählt, während er seinen Obstsalat auslöffelt. „Es ist einfach gut hier“, findet er.

* Name geändert

Weitere Informationen zum Projekt unter: diakonie-duesseldorf.de/gesundzeitraum

Mehr Informationen zu Möglichkeiten des Engagements für Unternehmen unter sozialgewinnt.de oder direkt bei Ursula Wolter vom Referat Ehrenamt unter Telefon 0211 73 53 361

Eltern auf Zeit



Text Christoph Wand
Fotos David Ertl

Aynur und Hamit Pekcan kümmern sich um Kinder, die nicht bei ihren Eltern leben können. Die Diakonie setzt bewusst auch auf muslimische Paare wie sie.

Warum Brendas* Mutter ihr Kind zuerst nicht haben wollte, weiß niemand so recht. Aber nachdem sie ihr Kind zur Welt gebracht hatte, wollte sie es erst einmal nicht sehen. An ihrer Stelle kam Aynur Pekcan. Jeden Tag kam sie ins Krankenhaus und schaute nach der kleinen Brenda. Ihr Mann Hamit und sie stehen als Bereitschaftspflegefamilie zur Verfügung. Solche Pflegeeltern werden immer dann gebraucht, wenn es von jetzt auf gleich liebevolle Hände für Kinder braucht – wenn Mütter ihre Neugeborenen nicht annehmen oder wenn Kinder dringend aus ihrer Familie genommen werden müssen, zum Beispiel weil sie konkret in Gefahr sind.

Keine leichte Aufgabe: Nicht nur, dass die Pflegeeltern sich innerhalb weniger Stunden auf das Kommen eines schutzbedürftigen Kindes einstellen müssen, zudem kommen die meisten Kinder ja aus extrem belastenden Situationen und verhalten sich dementsprechend. Und nicht zuletzt bleibt da die Ungewissheit, wie lange sie bei ihren Pflegeeltern bleiben. „Ein Abschied ist bei den Bereitschaftspflegeeltern die Regel statt die Ausnahme“, sagt Boris Wellssow, Abteilungsleiter des Zentrums Pflegekinderhilfe der Diakonie Düsseldorf. Das sei gerade beim ersten Pflegekind, das man hat, nicht leicht.“

„Eine derart verantwortungsvolle Aufgabe wie in der familiären Bereitschaftsbetreuung braucht auch deshalb eine enge und kompetente Betreuung durch uns“, betont Wellssow. Dafür gebe es eine intensive Vorbereitung, begleitende Fachseminare, den Austausch mit anderen Pflegeeltern und immer die Möglichkeit, mit konkreten Fragen zu kommen. „Respekt hatten wir natürlich schon“, sagt Aynur Pekcan. „Aber wir haben diese Entscheidung nie bereut.“

Hamit und Aynur Pekcan hatten am Anfang großen Respekt vor ihrer neuen Aufgabe.





Solange bis das nächste Kind kommt, verstaut das Ehepaar die Babysachen in einem Schrank auf dem Dachboden.

die Pekcans setzt. „Verständlich“, sagt Hamit Pekcan dazu. Wenn das Jugendamt ein Kind aus seiner Familie nehme, sei es immer ein Schock für die lieblichen Eltern. Bei vielen muslimischen Familien komme noch dazu, dass die Angst groß sei, dass ihr Kind aus seinem Glauben gerissen werde. Das sei mindestens noch einmal so schlimm. „Wir wollen immer das Beste für das Kind“, sagt Boris Wellssow. „Dazu gehört auch, dass es Stabilität erfährt. Das ist ja oft das, was vorher gefehlt hat. Und zu dieser Stabilität gehört es eben auch, dass nach Möglichkeit der kulturelle und religiöse Hintergrund gewahrt bleibt.“ Glaube sei schließlich auch etwas, das Halt gebe. Und mit muslimischen Kindern Feste feiern und Traditionen leben kann nun mal eine muslimische Familie besser.

Für Familie Pekcan war es aber klar, dass das zwar eine mögliche Option, aber definitiv kein Muss sei, dass ihre Pflegekinder muslimisch oder türkisch seien. Ihr erstes Pflegekind Brenda zum Beispiel stammte nicht aus einer muslimischen Familie. Ans Herz gewachsen ist es ihnen völlig unabhängig davon. „Dass Brenda bei uns war, war eines der schönsten Ereignisse in unserem Leben“, sagt

Pekcans eigene Kinder sind bereits erwachsen und stehen ihren Eltern bei der Pflege gerne zur Seite. Schon einige Zeit trug sich das Ehepaar mit dem Gedanken, sich in irgendeiner Weise für die Gesellschaft einzusetzen. „Dann haben wir Flyer in die Hand bekommen, die mehr zu den Aufgaben einer Pflegefamilie erklärten“, berichtet Aynur Pekcan. Nach und nach sei dann der Gedanke gereift, dass das etwas für sie wäre. Nur aus ihrem direkten Umfeld im südlichen Westfalen wollten sie kein Kind aufnehmen. „Wir wüssten nicht, wie wir damit umgehen sollten, wenn wir die lieblichen Eltern beim Einkaufen treffen.“

Und so kamen sie zur Diakonie Düsseldorf, die überregional Pflegefamilien für Kinder sucht, prüft und begleitet – und die gezielt auch auf muslimische Pflegeeltern wie

Aynur Pekcan. „Wir haben jeden Moment mit ihr genossen. Die Kleine hat uns sehr glücklich gemacht.“ „Das mag komisch klingen, aber sie hat uns mehr gegeben als wir ihr“, ergänzt ihr Mann. Nur der Abschied nach wenigen Wochen fiel den Pekcans schwer. Erfreulich wurde es dadurch, dass Brendas Mutter ihr Kind wieder annehmen wollte – bewegt dadurch, dass da eine Frau jeden Tag aus Westfalen nach Düsseldorf gefahren war, um bei Brenda zu sein.

* Name geändert

Mehr Informationen unter www.werdet-pflegeeltern.de

Text Margarita Ruppel Foto Gerald Biebersdorf

Alle an einem Tisch

Beim pädagogischen Mittagstisch lernen die Kinder nicht nur den Umgang mit Messer und Gabel.

Wenn die Schulglocke an der Grundschule Schloss Benrath um 12 Uhr läutet, dann fängt in der Mensa der Hochbetrieb an. Innerhalb von zwei Stunden bekommen dort insgesamt 125 Kinder eine warme Mahlzeit. Gegessen wird in vier Schichten, weil der Platz sonst nicht reicht. Die Mitarbeitenden, die die Kinder betreuen, haben also alle Hände voll zu tun.

„Manche Kinder wissen bei der Einschulung noch nicht, wie man richtig mit Besteck isst oder eine Banane schält“, sagt Christian Sandrock, Sachgebietsleiter der Diakonie Düsseldorf im Bereich Ganztagschulen. „In der Mensa lernen die Schülerinnen und Schüler Selbstständigkeit: sich nur so viel nehmen, wie man essen kann, hinter sich abräumen und den Platz sauber hinterlassen.“ Doch es geht um viel mehr. Manchmal seien zum Beispiel tröstende Worte nötig, wenn sich der Kummer über eine schlechte Note oder Streit mit Freundinnen oder Freunden Bahn bricht. Die Erzieherinnen und Erzieher sind dann zur Stelle und kümmern sich um die kleinen und großen Probleme. Manchmal essen auch die Lehrerinnen und Lehrer in der Mensa mit und begegnen ihren Schülerinnen und



Schülern so auf einer anderen Ebene als im Unterricht.

Das soziale Miteinander ist beim pädagogischen Mittagstisch wichtig. Heute sitzen Sofia (7), Ruoheef (7), Nesrin* (7) und Emmanuel (8) an einem Tisch. Es gibt zwei Gerichte zur Auswahl: Bohneneintopf mit Kartoffeln und Fleisch oder vegetarische Gemüselasagne. „Ich mag alles, auch Brokkoli“, ruft Sofia, als es um das Lieblingsessen geht. Emmanuel verzieht das Gesicht. Eine lebhaft Diskussion über Gemüse entbrennt. Nudeln schmecken gut, da sind sich alle einig. Die Kinder verbringen an der offenen Ganztagschule viel Zeit außerhalb des Unterrichts miteinander. Freundschaften entstehen.

Die Eltern zahlen für das Mittagessen 65 Euro im Monat. „Die Summe

ist schon knapp bemessen, wenn man Kindern möglichst frisches und gesundes Essen anbieten möchte. Eine gesunde Ernährung ist für die Entwicklung der Kinder sehr wichtig“, erklärt Christian Sandrock. Für manche Eltern sei allerdings schon dieser Betrag eine finanzielle Herausforderung, weiß der Sachgebietsleiter. Er kennt Fälle von Geringverdienenden oder Alleinerziehenden, die das Essensgeld kaum aufbringen können. Spenden ermöglichen es, solche Familien ganz praktisch und unbürokratisch zu unterstützen. Damit alle Kinder mittags an einem Tisch zusammensitzen können.

* Name geändert

Text Thomas Becker Fotos Melanie Zanin

Geburts- taggrüße aus Wersten



In der Wohngruppe „Füchse“ im Stadtteil Wersten leben acht Kinder und Jugendliche unter einem Dach. Pädagoginnen und Pädagogen der Diakonie Düsseldorf unterstützen sie im Alltag.

Es ist angerichtet, so wie jeden Abend um 18 Uhr. Wurst und Käse stehen auf dem Tisch, daneben frisches Gemüse und Aufstriche. Sobald die ersten Brote geschmiert sind, kommen auch die Themen des Tages auf den Tisch: Maurice, 14 Jahre alt, erzählt von seinem Praktikum, das er im Einzelhandel macht. Dass es recht eintönig sei, stundenlang nur Kleidung zu sortieren, es ihm aber doch ganz gut gefalle. Roberto, auch 14 Jahre alt, möchte sein Bekleidungsgeld ausgezahlt bekommen, damit er sich einen „stylishen“ Pullover kaufen kann. Und Maria will später noch zum Discounter gehen, um ihr Handy-Guthaben aufzuladen. Aber wie geht das noch mal? Roberto bietet seine Hilfe an. Kein Problem, sagt er, als er auf seinem Stuhl wippt und ins Salami-Brot beißt.

Vieles erinnert an einen ganz normalen Familienalltag, wenn die Kinder und Jugendlichen beisammensitzen und Abendbrot essen. Etwas aber ist anders: Nicht die leiblichen Eltern sitzen mit am Tisch, sondern an diesem Abend ist es Erzieherin Inga Klempnauer, Teamleiterin bei den „Füchsen“. So nennt sich die Wohngruppe von acht Kindern und Jugendlichen, die in einer Doppelhaushälfte im Stadtteil Wersten lebt. Alle haben hier ein eigenes Zimmer, im Keller sind die Büroräume untergebracht, im Erdgeschoss, wo sie gerade Abendbrot essen, befindet sich das geräumige Wohn- und Esszimmer mit Blick aufs Riesentrampolin im Garten.

Rund um die Uhr ist mindestens eine Pädagogin oder ein Pädagoge der Diakonie Düsseldorf im Haus. Sie helfen beim Packen des Schulranzens, kontrollieren die Hausaufgaben und begleiten die Kinder bei allem, was sie im Alltag bewegt. „Wir leben wie in einer Familie zusammen“, sagt Inga Klempnauer, als der Tisch wieder abgeräumt ist und die Kinder lesen, Playstation spielen oder sich in ihre Zimmer zurückgezogen haben.

Die Gründe, weshalb sie nicht bei ihren leiblichen Eltern leben, sind ganz unterschiedlich, erzählt die Erzieherin. In einigen Fällen seien Mutter oder Vater erkrankt und könnten die Erziehung ihrer Kinder nicht mehr leisten. Andere Kinder seien vernachlässigt worden, hätten Gewalt erlebt und lebten daher in der Wohngruppe. „Wir sind dafür da, den Kindern ein stabiles Zuhause zu bieten, in dem sie sich gut entwickeln können.“

Die meisten Kinder im Alter von zehn bis 17 Jahren leben dauerhaft in der Wohngruppe. Wenn möglich, bringen sich die Eltern ein: Sie helfen etwa beim Streichen der Wände oder bei Aufbauarbeiten, nehmen an Sommerfesten teil und besuchen ihre Kinder in der Wohngruppe. „Kontakt zu den Familien ist erwünscht“, sagt Inga Klempnauer. Wenn es die Lebensumstände zuließen, werde langfristig auch eine Rückkehr zu den leiblichen Eltern angestrebt.



Wenn es die Lebensumstände zulassen, kehren die Kinder zu ihren Eltern zurück. In der Zwischenzeit übernehmen die Pädagoginnen und Pädagogen die Erziehung.

In der Zwischenzeit übernehmen die Pädagoginnen und Pädagogen der Diakonie die Erziehung. Über die Jahre sei die Bindung sehr eng geworden, erzählt Erzieherin Klempnauer. „Man fühlt bei allem mit.“ Ja, sie sei mit Herzblut dabei und selbst aufgeregt, wenn Zeugnisse vergeben würden – wie eine Mutter, ohne diese aber ersetzen zu wollen.

Die Kinder merken, dass jemand da ist, der Verantwortung übernimmt und für sie da ist, auch an diesem Abend: Als Maria vom Einkaufen zurück ist und noch den Fahrradhelm auf dem Kopf hat, nähert sie sich ihrer Erzieherin. Eine Umarmung, die mehr sagt als tausend Worte: Sie legt von hinten beide Arme um die Schultern ihrer Erzieherin und schmiegt zur Begrüßung den Kopf leicht an. Und dann wendet sie sich ihrem Smartphone zu, um endlich ihr Guthaben aufzuladen.

Inga Klempnauer blickt zu Maurice, der sich zu ihr an den Tisch gesetzt hat. „Sollen wir jetzt die Karte schreiben?“, fragt sie. Die beiden hatten vereinbart, dass sie eine Geburtstagskarte für seinen Vater schreiben wollen. Ein Foto, das sie beilegen möchten, haben sie schon vor ein paar Tagen ausgedruckt. Maurice ist darauf in Verkleidung eines „Hylianers“ zu sehen – ein elfenartiges Wesen aus dem Videospiel „Die Legende von Zelda“, mit langen, spitzen Ohren und besonderen Fähigkeiten.

Wenn Maurice seinen Vater alle 14 Tage übers Wochenende zu Hause besucht, spielen die beiden das Spiel häufig. Bei gutem Wetter unternehmen sie auch etwas an der frischen Luft oder gehen schwimmen. „Ich habe einfach eine sehr starke Verbindung zu meinem Vater“, sagt

Im stationären Jugendhilfebereich leben 68 Kinder und Jugendliche in neun Wohngruppen in Einfamilienhäusern und Doppelhaushälften im südlichen Stadtgebiet Düsseldorfs und in Mettmann.

Maurice, als die Geburtstagskarte vor ihm liegt. Er würde auch gerne bei ihm leben, aber da seien noch die vielen Halbgeschwister. Viel mehr erzählt er nicht dazu. Aber es wird klar, dass er der Wohngruppe viel Positives abgewinnen kann. „Man könnte das eine zweite Familie nennen“, sagt Maurice. „Oder ein zweites Zuhause.“

Jetzt aber zur Karte, die ausgeklappt vor ihm liegt. Was soll er schreiben? Ein Brief an den Vater – Schriftsteller wie Franz Kafka oder Philipp Roth haben diesen Stoff zu Büchern verarbeitet; aber da waren sie auch deutlich älter. Maurice überlegt erst einmal, wie er anfangen soll. Mit „Hallo Papi“ könne er ja beginnen, schlägt Inga Klempnauer vor. Das sei nicht schlecht, meint Maurice, aber nicht sein Stil. Er entscheidet sich für: „Lieber Papa“. Hm, und dann? „Ich wünsche dir zum Geburtstag alles Gute.“ Mit diesem Satz, meint er, könne er nichts falsch machen. Maurice schreibt die Wörter und pustet die Tinte trocken. Er könne noch einen Witz machen, sagt er: „Jetzt bist du ein alter Sack.“ Das würde sein Vater schon verstehen. Oder doch nicht? Er verzichtet auf den Satz und unterschreibt am Ende mit „Dein Maurice“.

Am Wochenende will er seinen Vater besuchen und ihm auch Foto und Karte geben. „Dein Vater wird sich bestimmt so freuen, dass ihm die Tränen kommen“, sagt Inga Klempnauer. „Der wird vom Stuhl fallen.“ Maurice solle ihr unbedingt jedes Detail von der Geschenkübergabe erzählen, sagt sie. Kein Problem, meint Maurice trocken. Jetzt will er den Abend in Ruhe ausklingen lassen und „absolut chillen“.

Eine sichere Bindung prägt das ganze Leben. Dass sich diese Erkenntnis durchsetzt, dafür kämpft Professor Karl Heinz Brisch seit vielen Jahren. Im Interview erklärt er, warum negative Erfahrungen als Kleinkind für Suchterkrankungen im Erwachsenenalter verantwortlich sein können – und warum ein Saal voller ruhiger Babys kein gutes Zeichen ist.

Babys kann man nicht verwöhnen

Herr Professor Brisch, in den Buchhandlungen sind die Regale mit Ratgebern für Eltern voll wie nie. Immer mehr Bücher erklären, wie man eine sichere Bindung zu seinen Kindern herstellen kann. Sie selbst forschen, lehren und publizieren zum Thema frühkindliche Bindung seit mehr als zwanzig Jahren. Freut sie die Aufmerksamkeit, die das Thema gerade genießt?

Das freut mich sehr. Als ich vor 20 Jahren das Buch „Bindungsstörungen“ veröffentlicht habe, war es noch unklar, ob die Bindungstheorie überhaupt für Beratung und Therapie

aufgegriffen würde. Die Bedeutung frühkindlicher Bindung ist tief in die Gesellschaft hineingedrungen. Ich bin froh, mit meiner Arbeit einen Teil dazu beigetragen zu haben.

Warum ist die Bindung denn so wichtig?

Nach all dem, was wir aus der Forschung heute wissen, haben Babys ein grundlegendes Bedürfnis, eine Bindungsperson zu suchen, die für das Überleben wichtig ist. Meistens ist das die Mutter, es kann aber auch der Vater sein oder eine andere Person, die nah dran ist. Aber es muss

jemand sein, der oder die verlässlich für sie da ist. Diese Bindungsperson schützt vor Gefahren, sorgt für Essen und Trinken und so weiter. Das ist genetisch programmiert. Babys, die keinen Schutz hatten, haben früher nicht überlebt. Wenn die grundlegenden Bedürfnisse befriedigt werden, entwickelt sich ein Gefühl von Urvertrauen. Das Baby kann sich darauf verlassen: Die unangenehmen Gefühle – Hunger, Durst, nasse Windel, Angst – werden durch das Einschreiten der Bindungsperson reguliert. Das Baby kann es ja noch nicht alleine.

Viele Eltern haben aber Angst, ihre Kinder zu verwöhnen, wenn sie auf jedes Schreien sofort reagieren. Was entgegnen Sie denen?

Babys kann man nicht verwöhnen. Auch wenn über Jahrzehnte hinweg versucht wurde, das den Menschen einzureden. Aber man kann ganz viel anrichten, wenn man ihre Bedürfnisse nicht erfüllt. Ich habe im Ausland mal ein Kinderheim besucht, da lagen 100 Babys in einem Saal – und es war mucksmäuschenstill. Die haben gelernt, dass ihnen eh keiner hilft. Viele von denen werden später ganz große Probleme haben, anderen Menschen zu vertrauen.

Was man als Baby erlebt, prägt wirklich ein ganzes Leben?

Die Zeit der ersten 1000 Tage ist sehr prägend. Wenn das Urvertrauen einmal angelegt ist in frühester Zeit, ist das so was wie eine emotionale Muttersprache. Ich kann zwar auch später im Leben noch Sprachen lernen, es ist aber schwieriger. Und die Auswirkungen, wenn Kinder keine sichere Bindung erfahren, sieht man schnell. Die Kinder sind, wenn sie etwas größer werden, hoch auffällig, aggressiv und teilweise nicht beschulbar.

Spricht das gegen eine frühe Fremdbetreuung, also beispielsweise dagegen, sein Kind schon unter drei Jahren in den Kindergarten zu geben?

Frühe Fremdbetreuung ist möglich, aber nur wenn eine Betreuungsperson auf nicht mehr als zwei oder drei Kleinkinder kommt. Das Problem sind die größeren Gruppen mit sehr kleinen Kindern, die es leider viel zu häufig gibt. Dann entsteht Deprivation, soziale Isolation durch mangelnde Umsorgung, das, was man früher aus Kinderheimen kannte. Keine

festen Bindungsperson, die verlässlich da ist – da fühlen die Kinder sich allein auf hoher See. Ich mache der Politik da den Vorwurf, dass sie eine schlechte Qualität fördert, was gigantische Probleme nach sich ziehen wird.

Was würden Sie sich denn stattdessen wünschen?

Im Kleinkindalter einen Betreuungsschlüssel von eins zu eins bis höchstens eins zu drei. Das kostet natürlich mehr, aber die gesellschaftlichen Kosten, die wir erzeugen, indem wir schlechte Qualität mit sechs bis acht und teilweise mehr Kinder im Alter von null bis drei Jahren tolerieren, die von einer Erzieherin versorgt werden, sind viel höher. Studien belegen, dass der sogenannte „Social Return on Investment“, also das, was wir an Kosten für Therapien, Krankheitszeiten etc. einsparen, wenn wir in die Bindung investieren, teilweise einen Faktor von 10 bis 20 hat. Das heißt: Wenn wir einen Euro investieren, sparen wir an Folgekosten zehn bis 20 Euro pro Kind.

Auch im Erwachsenenalter zeigen sich also Folgen fehlender Bindung?

Die Folgen zeigen sich ein Leben lang – und sogar bei der nächsten Generation. Traumatische Erfahrungen können sogar Veränderungen an der Aktivierung von Genen bewirken, die an die Kinder weitergegeben werden können. Alle, die in Beziehung mit Menschen arbeiten, sollten deswegen die Grundlagen der Bindungsforschung kennen – nicht nur Erzieherinnen und Erzieher, sondern auch Lehrerinnen und Lehrer, aber auch Altenpflegekräfte, weil sich die Auswirkungen von Bindungsabbrüchen in der Kindheit zum Beispiel noch einmal deutlich zeigen, wenn die Menschen demenziell erkranken.

Oder nehmen wir das Thema Sucht: Wenn Menschen nicht gelernt haben, dass andere ihre Gefühle gut ko-regulieren, dann bleibt das Stress-toleranzfenster sehr schmal. Dann sehen wir schon Zehn-, Zwölfjährige, die viele Stunden am Computer bei Gewaltspielen ballern, die sehr viel essen oder später Alkohol oder Drogen nehmen – alles, weil das Wege sind, das Stresserleben zu reduzieren. Das Suchtmittel ist der Ersatz für eine Bindungsperson. Das müssen Therapeutinnen und Therapeuten in der Suchtarbeit wissen. Denn die Therapie ist Stress – und die begleitenden Personen müssen dann die Aufgabe von Bindungspersonen übernehmen. Und das viele Male. Man braucht als Erwachsener teilweise viele hundert positive Erfahrungen, damit die negativen aus der Kindheit quasi „überschrieben“ werden.

Gespräch Christoph Wand



Dr. med. habil. Karl Heinz Brisch ist Professor an der Paracelsus Medizinischen Privatuniversität (PMU) in Salzburg und Facharzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychiatrie und Psychosomatische Medizin und Psychotherapie sowie Neurologie. Er ist Vorstand des weltweit ersten Lehrstuhls für Early Life Care und leitet das gleichnamige Forschungsinstitut an der PMU in Salzburg.

Im November 2019 war Brisch Referent beim Fachtag „Bindung und Sucht“ der Diakonie Düsseldorf anlässlich des 40-jährigen Bestehens der Fachambulanz.

Mehr Informationen: www.khbrisch.de

ka um aus zu halten

Schmerzen hatte Agathe Zimmermann* eigentlich schon immer. Irgendwann wurde es so schlimm, dass die heute 82-Jährige keine Energie mehr hatte, vor die Tür zu gehen. Die Hoffnung, dass es ihr jemals wieder besser gehen könnte, hatte sie da längst aufgegeben. Doch dann lernte sie Sarah Löwe kennen.

Los ging es in der Pubertät, als der Magen nach dem Essen so rebellierte, dass sie vor Schmerzen über Stunden nicht mehr stehen konnte. Seitdem verzichtet Agathe Zimmermann auf Weißmehl und Zucker. Wenn Freundinnen sich zum Kuchenessen treffen, sitzt sie daneben und trinkt ein Glas Wasser. „Meine Freundinnen fragen mich immer, wie ich das aushalte, so ganz ohne Süßes, aber für mich gibt es da gar keine Alternative“, sagt sie. Im Alter kam bei Zimmermann noch eine Spinalkanalstenose hinzu – eine bei über 60-Jährigen sehr verbreitete Krankheit. Bemerkbar machte sie sich durch Taubheitsgefühle in den Beinen – und durch Schmerzen im Kniegelenk. „Das war nicht angenehm, aber auszuhalten“, sagt Zimmermann.

Zimmermann meinte, die Krankheit im Griff zu haben, doch dann wurden die Schmerzen schlimmer. Sie ist nicht der Typ, der ins Krankenhaus geht, selbst wenn es ihr noch so schlecht geht. Stattdessen machte sie sich im Internet schlau und bat ihren Hausarzt, ihr etwas gegen die Schmerzen zu verschreiben. Doch der meinte, berichtet Zimmermann, dass die Medikamente gesundheitsschädlich seien. „Das ist großer Quatsch“, findet sie. „Ich bin jetzt über 80 – da nehme ich das gerne in Kauf.“ Doch der Hausarzt lies sich nicht erweichen. „Er hat zu mir gesagt, ich soll ihn damit nicht stressen.“ Da waren die Schmerzen schon so schlimm, dass Zimmermann keine Energie mehr hatte, vor die Tür zu gehen.

Dass Agathe Zimmermann heute die Kraft hat, am Wohnzimmertisch zu sitzen und ihre Geschichte zu erzählen, liegt auch an Sarah Löwe. Der Mann von Agathe Zimmermann hatte Sarah Löwe bei einem Vortrag erlebt und zu ihr gesagt: „Meine Frau, die müssen Sie sich unbedingt einmal ansehen.“ Sarah Löwe hat lange als Krankenschwester gearbeitet. Für die

Diakonie Düsseldorf hat sie die Entwicklung der sogenannten painApp-Plus für deren Pflegeeinrichtungen betreut, mit der ältere Menschen ihre Schmerzen am Tablet dokumentieren können. Seit bald einem Jahr leitet die 42-Jährige nun das Schmerzkompetenzzentrum am Katharina-von-Bora-Haus, einer Pflegeeinrichtung der Diakonie im Düsseldorfer Stadtteil Bilk.

„Schmerz ist ein ständig präsent Phänomen. Ungefähr 60 bis 80 Prozent aller älteren Menschen sind betroffen“, sagt Löwe. Das Problem: „Die Schmerzversorgung von älteren Menschen ist defizitär. Die in Kliniken üblichen interdisziplinären schmerztherapeutischen Programme werden in ambulanten Settings oft nicht mehr weiterverfolgt. Das liegt auch an unserem Gesundheitssystem, bei dem häufig keine interprofessionelle Zusammenarbeit stattfindet. Das macht es für ältere Menschen so schwer, sich selbst zu helfen – obwohl Schmerzen heute erfolgreich behandelt werden können.“

Im Schmerzkompetenzzentrum klärt Löwe ältere Menschen darüber auf, wie chronische Schmerzen entstehen, und zeigt verschiedene Therapiemöglichkeiten auf. Sie unterstützt sie bei der Kommunikation mit Ärztinnen und Ärzten und hilft ihnen, einen Behandlungsplan zu erstellen. „Wichtig ist mir, dass die Behandlung nachhaltig Erfolge bringt“, sagt sie. „Deshalb helfe ich auch dabei, eine sogenannte Verlaufskontrolle durchzuführen, also die Entwicklung der Schmerzen zu dokumentieren und zu schauen, ob sich der Zustand bessert.“

Als Sarah Löwe Agathe Zimmermann kennenlernte, hatte diese auch wegen der Spinalkanalstenose bereits eine Odyssee zu verschiedenen Ärzten hinter sich: Denn von den Medikamenten gegen die Spinalkanalstenose, die der Arzt ihr verschrieben hatte, bekam sie Hautausschlag. Der Arzt

schickt sie daraufhin zum Dermatologen. Der Dermatologe winkte ab, er könne da nichts machen, es handele sich eindeutig um eine Nebenwirkung des Medikaments, und schickte sie zurück zum neurologischen Facharzt und Hausarzt. „Und so ging es immer weiter“, sagt Zimmermann.

All das schilderte Zimmermann Sarah Löwe, als die sie das erste Mal zu Hause besuchte. Sie entschied daraufhin, gemeinsam mit Löwe ein Schmerztagebuch anzulegen. Erst in handschriftlicher Form, dann mit Hilfe einer Schmerz-App auf dem Tablet, wobei Löwe Zimmermann unterstützte. „Es ging erst einmal darum, sich neu zu sortieren“, sagt Löwe. „Wann treten welche Schmerzen verstärkt auf, welche Medikamente sind bereits im Einsatz, wirken diese wirklich oder hebt sich die Wirkung womöglich gegenseitig auf und was hilft außer Medikamenten gegen den Schmerz?“ Mit Hilfe des Schmerztagebuchs lasse sich dann ein Ansatzpunkt für die weitere Therapie finden.

Bei Agathe Zimmermann führte das Schmerztagebuch und die Beschäftigung mit dem Thema dazu, dass sie sich eine neue Ärztin suchte, die bereit war, auf ihre Bedürfnisse einzugehen. Außerdem gönnt sie sich mehr Ruhe als früher. Und sie macht jeden Tag die Übungen für die Gelenke, die Sarah Löwe ihr gezeigt hat. „Denn gegen Schmerzen, da ist Löwe sicher, ist nicht nur ein Kraut gewachsen.“ Und Zimmermann? Der geht es heute so gut, dass sie sich gerne wieder in ihrem Garten aufhält und sich um die Rosen kümmert – auch wenn sie weiterhin zum Glas Wasser statt zum Stück Kuchen greift.

* Name geändert

Text Anne Wolf

Drei Fragen an ...

Ursula Wißborn, Vorstand der Stiftung der Sparda-Bank West

Seit zwölf Jahren fördert die Stiftung Kunst, Kultur und Soziales der Sparda-Bank West Projekte der Diakonie Düsseldorf. Gibt es ein Projekt, das Ihnen besonders am Herzen liegt? Mit „Fit für die Schule“ haben wir ein Projekt zur sprachlichen und kulturellen Integration von geflüchteten Vorschulkindern gefördert. Diese Kinder sind in ein neues Land gekommen und haben traumatische Erlebnisse hinter sich. Ihnen von Anfang an das Gefühl von Heimat zu geben, ihnen zu signalisieren, „Ihr seid willkommen. Ihr seid Teil unserer Gesellschaft“ finde ich ganz wichtig. Und je früher man damit anfängt, umso größer sind die Chancen für die Zukunft der Kinder.

Welche Projekte fördern Sie aktuell? Und was ist Ihnen dabei wichtig? 2019 fördern wir neu zwei Projekte: „Würdevoll Abschied nehmen“ begleitet Pflegebedürftige in ihrer letzten Lebensphase und das Schmerzkompetenzzentrum in Bilk hilft älteren Menschen, die sonst an ihren Schmerzen verzweifeln und nur von Arzt zu Arzt rennen würden. Wichtig ist uns bei allen Projekten eine nachhaltige Förderung. Wir geben nicht nur eine Anschubfinanzierung, sondern wollen das Projekt langfristig zum Erfolg führen. Zum Beispiel haben wir den mobilen Hospizdienst der Diakonie drei Jahre getragen, bis die Krankenkassen die Finanzierung übernommen haben. Das war ein Riesenerfolg.

Was raten Sie anderen Organisationen, die sich sozial engagieren wollen? Suchen Sie sich ein Projekt aus, mit dem Sie sich identifizieren können, hinter dem Sie mit voller Überzeugung stehen. Und seien Sie sich im Klaren, dass soziale Projekte oft langfristige Unterstützung benötigen. Deshalb ist Transparenz in der Kommunikation darüber, was Sie leisten können, so wichtig. Nur durch echtes Interesse kann eine langfristige Partnerschaft auf Augenhöhe entstehen, wie unsere Stiftung und die Diakonie sie haben. Die Diakonie unterstützt Menschen in allen Lebenssituationen und ist Partner für die Menschen vor Ort. Das ist, was mich so an unserer Kooperation begeistert.

Gespräch Stefanie EB
Foto Manuel Thomé



Das vollständige Interview können Sie nachlesen unter: www.diakonie-duesseldorf.de/spardabank

Testament – darauf kommt es an

Text Christoph Wand

Mit dem eigenen Tod setzt sich kaum jemand gerne auseinander. Doch es macht Sinn, sich einmal Gedanken zu machen, was man wem hinterlassen möchte. Die Diakonie Düsseldorf erreichen viele Anfragen zu dem Thema. Wir haben die wichtigsten Punkte für Sie zusammengefasst.

Warum sollte man überhaupt ein Testament errichten?

Die gesetzliche Erbfolge berücksichtigt nicht unbedingt alle Personen, die man bedenken möchte. Wer auf Nummer sicher gehen will, sollte deshalb genau festlegen, wer was bekommen soll. Mit einem Testament lassen sich außerdem Erbstreitigkeiten vermeiden – vielen ist wichtig, dass es keinen Unfrieden um das Erbe gibt. Wer keine eigenen Kinder oder andere Familienmitglieder hat, kann zum Beispiel eine gemeinnützige Organisation bedenken.

Was passiert, wenn ich kein Testament mache?

Ohne Testament tritt die gesetzliche Erbfolge in Kraft. Dann erben aber vielleicht auch Menschen, die möglicherweise gar nicht bedacht werden sollen. Gibt es keine gesetzlichen Erben, erbt der Staat.

Wo bewahre ich mein Testament am besten auf?

Am sichersten ist es, ein Testament beim Amtsgericht zu hinterlegen. Hierfür fällt eine kleine Gebühr an, aber das Testament wird automatisch im Zentralen Testamentsregister erfasst und Erben und Vermächtnisnehmer werden über den letzten Willen garantiert informiert. Möchte man dies nicht, kann man es aber auch an jedem anderen Ort aufbewahren. Wichtig ist, dass es schnell gefunden werden kann. Man sollte also eine Vertrauensperson über den Aufbewahrungsort informieren.

Was ist der Unterschied zwischen einer Erbschaft und einem Vermächtnis?

Wer erbt, wird Rechtsnachfolger bzw. Rechtsnachfolgerin des Erblassers oder der Erblasserin. Damit übernimmt er oder sie alle bestehenden Rechte und erbt alle Vermögensgegenstände, aber auch alle Verpflichtungen und eventuell Schulden. Wer eine Person oder Organisation nur mit einem bestimmten Teil des Nachlasses bedenken möchte, für den ist ein sogenanntes Vermächtnis eine sinnvolle Alternative. Damit können einzelne Vermögenswerte hinterlassen werden, zum Beispiel Barvermögen, Wertpapiere, Immobilien oder Sachwerte. Die Erben sind gesetzlich verpflichtet, dieses Vermächtnis zu erfüllen.

Kann ich auch eine soziale Einrichtung als Erbin oder Vermächtnisnehmerin einsetzen?

Ja, das geht natürlich. Viele Menschen haben zum Beispiel schon die Stiftung für Diakonie Düsseldorf in ihrem Testament bedacht. Die Diakonie sorgt dafür, dass der letzte Wille erfüllt wird, und setzt sich mit dem Nachlassgericht und möglichen weiteren Erben in Verbindung.

Kann ich festlegen, wofür meine Erbschaft eingesetzt werden soll?

Sie können in Ihrem Testament genau festlegen, für welchen Zweck Ihr Vermögen genutzt werden soll, zum Beispiel für eine bestimmte soziale Einrichtung oder einen bestimmten Bereich.

Was muss ich dann noch tun?

Nichts weiter. Die Diakonie beispielsweise übernimmt die Organisation der Bestattung, die so persönlich wie möglich gestaltet wird. Wenn Sie selbst eigene Vorstellungen haben, ist ein Bestattungsvorsorge-Vertrag hilfreich, den Sie mit einem Bestattungsinstitut abschließen können. Auch der Nachlass wird geregelt, allen Verpflichtungen wird nachgekommen, Versicherungen und Verträge werden gekündigt, Wertgegenstände, Wertpapiere und Immobilien verkauft. Wenn im Testament Vermächtnisse ausgesprochen wurden, werden diese zügig erfüllt.

Für Fragen rund ums Thema Testamente und zu den Möglichkeiten, schon zu Lebzeiten etwas Gutes zu tun, steht Nathalie Schlüter als Ansprechpartnerin jederzeit zur Verfügung: Telefon 0211 73 53 263, nathalie.schlueter@diakonie-duesseldorf.de

Mensch Frantzmann

Diakoniepfarrer Heinz-Werner Frantzmann geht in den Ruhestand. Der 65-Jährige war 2004 zur Diakonie gekommen, um eine vertrauensvolle Beziehung zu den Kirchengemeinden und den Menschen aufzubauen, die Verantwortung für das Gemeindeleben tragen. Dabei zeigte er Formen der Zusammenarbeit auf und half, gemeinsame Ideen umzusetzen. So begleitete er zum Beispiel den Übergang der evangelischen Kindertagesstätten zur Diakonie, entwickelte Neubaukonzepte mit, die Wert darauf legten, dass Kirche und Diakonie gemeinsam für die Menschen da sind, unterstützte die Abteilung Ehrenamt, moderierte das Pilotprojekt „Kirche vor Ort“, das Kirchengemeinden und Diakonie vor Ort zusammenbringt, und begleitete das vielfältige Programm in der Diakoniekirche Bergerkirche. Dabei setzte sich der 65-Jährige immer auch für jene ein, die Unterstützung brauchen. Einen Traum konnte Heinz-Werner Frantzmann in seiner Zeit bei der Diakonie allerdings nicht mehr verwirklichen: Herbert Grönemeyer mit seinem Lieblingssong „Mensch“ in die Johanneskirche zu holen. Aber wer weiß, vielleicht bietet sich ja irgendwann noch die Chance.

Café pur feierte 15-jähriges Bestehen

Ein Raum zum Ausruhen, Aufwärmen und ein Raum der Begegnung – wo man etwas essen kann oder sich waschen, an dem man eine Postadresse bekommt und sich künstlerisch betätigen kann. Wo man ein offenes Ohr findet und wo man sogar mitarbeiten kann. All das bietet das Café pur, die Tagesstätte für Menschen ohne Wohnung am Mintropplatz, die die Diakonie im Auftrag der Stadt betreibt. Jetzt feierte das Café sein 15-jähriges Bestehen. Mehr als 100 Menschen besuchen das Café pur

täglich. Angewachsen in den vergangenen 15 Jahren ist der Anteil der Menschen, die aus anderen EU-Staaten kommen. Seit dem Sommer bietet darum das Café pur jetzt deutlich ausgeweitete Öffnungszeiten und ein spezielles Beratungsangebot für wohnungslose EU-Bürgerinnen und -Bürger an.

Das Café pur, Harkortstraße 27 in Düsseldorf, hat täglich von 9 bis 17 Uhr geöffnet.

MachMit hatte Geburtstag

Mehr als 800 Anfragen bekommt die Freiwilligenzentrale der Diakonie jedes Jahr. Gegründet wurde die Freiwilligenzentrale, die seit 2008 städtisch gefördert wird, vor genau 20 Jahren. Viele Menschen finden seitdem über das Beratungsangebot das für sie passende Ehrenamt – vom Lesepaten an der offenen Ganztagschule über Sprachkurse für Geflüchtete bis hin zur Betreuung demenzkranker Menschen. Die Freiwilligenzentrale ist mit vielen Einrichtungen im Stadtgebiet vernetzt. Dabei vermitteln die Mitarbeitenden Freiwillige nicht nur an Schulen, sondern auch an Museen oder andere städtische oder freie Einrichtungen. MachMit berät Einrichtungen auch beim Aufbau ehrenamtlicher Strukturen und unterstützt Ehrenamtliche in ihrem Engagement durch Fortbildungen.

www.freiwilligenzentrale.info

40 Jahre Fach- ambulanz

Seit 40 Jahren hilft die Fachambulanz der Diakonie Düsseldorf mit Beratungs- und Therapieangeboten Menschen, die Probleme haben mit Alkohol, Medikamenten, Drogen, Glücksspiel oder exzessivem Medienkonsum. Präventionsangebote und die Beratung von Unternehmen im Umgang mit suchtmittelauffälligen Mitarbeitenden gehören ebenfalls zum Leistungsspektrum. In diesem Jahr ist mit der ambulanten Therapie von Online-sucht ein weiteres Arbeitsfeld dazugekommen.

Fachtag Pflegekinderhilfe

Die Entwicklung einer migrationssensiblen Kinder- und Jugendhilfe hat in vielen Bereichen schon begonnen. In der Pflegekinderhilfe wird die Relevanz allerdings erst allmählich erkannt. Mit dem Projekt „Pflegekinderhilfe & Migration“ will das Zentrum Pflegekinderhilfe der Diakonie Düsseldorf Handlungsoptionen aufzeigen. Am Freitag, 29. November 2019, stellen die Mitarbeitenden das Projekt bei dem Fachtag „Migrationssensible Pflegekinderhilfe – Pflegekinderhilfe in Zeiten der Vielfalt“ im Diakonie-Institut am Oberlinplatz vor. Darüber hinaus bietet sich die Möglichkeit zum Fachaustausch. Unter anderem mit dabei: Erziehungswissenschaftler Prof. Dr. Klaus Wolf von der Universität Siegen. Die Veranstaltung beginnt um 9.30 Uhr.

Mehr Informationen und Anmeldung unter:
www.diakonie-bildung.de

Adventsbasar im zentrum plus

Adventsbasare gibt es in vielen zentren plus der Diakonie Düsseldorf. Wer Lust hat, ein bisschen zu stöbern und nette Leute zu treffen, kann dies zum Beispiel beim großen Adventsbasar im zentrum plus Flingern-Düsseltal im Pestalozzihaus an der Grafenberger Allee 186. Mit Handwerklichem, Süßkram und jeder Menge Trödel. In der Cafeteria wird Gemüsesuppe serviert. Los geht es um 11 Uhr, die Veranstaltung endet um 16 Uhr. Lust auf noch mehr Erlebnisse im Advent?

Mehr Informationen gibt es hier:
www.zentrum-plus-diakonie.de

DiaCamp

Unsere Welt wird digital – wie kann, soll und muss soziale Arbeit darauf reagieren? Wie schaffen wir es, auch digital nah an der Klientin, dem Klienten zu sein und zu bleiben? Wie ändern sich Beratung, Vermittlung und Therapie im Zeitalter von mobilem Internet, Messaging und Apps? Darum geht es beim DiaCamp am Mittwoch, 11. Dezember 2019, im Diakonie-Institut am Oberlinplatz in Düsseldorf. Einlass ist um 9, Beginn um 10 Uhr. Die Veranstaltung endet um 15 Uhr. Das DiaCamp richtet sich als offenes „BarCamp“ an alle Menschen, die Digitales und Soziales in Düsseldorf und weiterer Umgebung zusammenbringen wollen.

Mehr Informationen und Anmeldung unter:
www.diakonie-bildung.de

Futuro sociale: Ankommen

„Wie können wir gleichberechtigte Teilhabe schaffen, sodass alle Menschen in Deutschland jenseits von kulturellem und sprachlichem Hintergrund die gleichen Chancen haben?“, fragt Integrationsforscher Haci-Halil Uslucan in diesem Magazin. Die Diakonie greift diese Frage auf beim futuro sociale „Ankommen“ am Mittwoch, 27. November, um 19 Uhr in der Bergerkirche, Berger Straße 18 b in der Düsseldorfer Altstadt. Dabei kommen auch die Betroffenen selbst zu Wort. Bei dem futuro sociale handelt es sich um eine Podiumsdiskussion, die die Diakonie Düsseldorf viermal im Jahr für die interessierte Öffentlichkeit und Menschen vom Fach anbietet. Diskutieren Sie mit! Es moderiert Diakoniefarrer Thorsten Nolting. Der Eintritt ist frei.

Dialog No. 2/2019 – Ankommen

Herausgeber
Thorsten Nolting
Diakonie Düsseldorf – Gemeindedienst
der evangelischen Kirchengemeinden e. V.

Redaktion
Anne Wolf (verantwortlich),
Stefanie EB, Kira Küster,
Margarita Ruppel, Christoph Wand
Freie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter:
Thomas Becker, Anne Heidrich, Karl
Grünberg, Marion Troja

Redaktionssekretariat
Agnes Golla
Platz der Diakonie 3, 40233 Düsseldorf
Telefon 0211 73 53 299
E-Mail info@diakonie-duesseldorf.de

Coverfoto
Aus dem Fotokunstprojekt
„Inverted Guide“ von Anna Ehrenstein

Fotos
Gerald Biebersdorf, Laurence Chaperon,
David Ertl, Karl Grünberg, Sabrina Radeck,
Jens Rassing, Bernd Schaller, Petra Warrass,
Melanie Zanin, Fotostrecke von Anna
Ehrenstein

Lektorat
Christoph Moors

Gestaltung & Art-Direktion
Fons Hickmann M23, Berlin
Fons M. Hickmann,
Raúl Kokott, Olivier Bucher
www.fonshickmann.com

Druck
Tannhäuser Media, Düsseldorf

Papier
Circleoffset Premium White, 100 Prozent
Altpapier, Umweltzertifizierungen:
Blauer Engel, Ecolabel, FSC

Auflage
10000

Erscheinungsweise
halbjährlich

Spendenkonto
Diakonie Düsseldorf
IBAN DE87 3005 0110 0010 1057 57
BIC DUSSDE33XXX

Im Netz
www.diakonie-duesseldorf.de
www.facebook.com/diakonie.duesseldorf
www.twitter.com/diakonie_ddorf



Wärmespender

Mit freundlicher Unterstützung der Stadtwerke.

Die Region Düsseldorf ist nicht nur unser Versorgungsbereich – sie ist unsere Heimat. Deshalb engagieren wir uns für die Menschen vor Ort – ganz besonders auch für die schwachen. So greifen wir zahlreichen sozialen Einrichtungen unter die Arme. In der Hoffnung, ein wenig Halt in schweren Zeiten zu geben.

Mitten im Leben.

Stadtwerke
Düsseldorf

